

7. Sekundärliteratur

Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes.

Halle (Saale), 1911

Sechstes Stück

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Familien-Nachrichten
für die
Nachkommen A. H. Franckes

Sechstes Stück



Halle a. S.
Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H.
1916

38



8.967-6

4:538

Friedrich v. Köpfen.

„Meine Lebensgeschichte, besonders in Rücksicht auf Geistes-
und Charakterbildung.

Für meine Kinder aufgesetzt im September 1794.“

Einleitung.

Die v. Köpfen sind im Mannesstamm ausgestorben. Die Kanzlerin Wilhelmine Niemeyer geb. v. Köpfen überlebte ihre sämtlichen Geschwister. So erklärt sich, daß die handschriftliche Lebensgeschichte ihres Vaters in ihren Besitz überging und sich dann auf ihre Nachkommen vererbte.

Die nicht nur für die Familie, sondern allgemein bedeutsame Schrift ist nicht vielen der Familie bekannt. Wiederholt hat sie als kulturhistorische Quelle gedient, ist aber sonst unveröffentlicht geblieben. So erscheint es wohl angebracht, daß dieses Familiendokument Allgemeingut der Familie werde. Die Urschrift befindet sich zur Zeit im Besitz der Familie Konrad Niemeyer in Kiel, eine Abschrift von Friedrich v. Köpfens Sohn Anton, mit Randbemerkungen des alten Köpfen, im Besitze der Familie Max Niemeyer in Halle. Eine weitere Abschrift von der Hand Konrad Niemeyers ist im Besitze des Herausgebers dieser Hefte. Zu irgend einer Kürzung konnte sich der Herausgeber nicht entschließen, wenn auch nicht alles von gleichem Interesse ist.

Das Leben der meisten Menschen ist so einfach und an interessanten Begebenheiten größtenteils so leer, daß die Geschichte desselben der Aufzeichnung selten wert ist. Dies ist auch mein

Fall. Bloß die Geschichte der Bildung kann für Kinder und einige Freunde noch einiges Interesse haben. Wenigstens weiß ich aus meiner eigenen Erfahrung, wie willkommen und wichtig mir ein Aufsatz dieser Art von meinem Vater gewesen sein würde. Diese Betrachtung und die Gelegenheit, einige gemachte Beobachtungen meinen Kindern mitzuteilen, die aus der Feder des Vaters für sie vielleicht nicht ganz unwichtig sind, die Teilnahme an ein paar damals nicht uninteressanten literarischen Arbeiten und die Charakterzeichnung einiger edeln Menschen, mit denen mich ein glückliches Schicksal verband (und das Vergnügen, welches der Rückblick auf ein vorwurfsfreies Leben gewährt): dies sind die Gründe, warum ich darüber etwas niederschreibe. Die Familien-Nachrichten habe ich für meine Söhne besonders aufgesetzt. Ich sage also hier nichts davon und fange gleich von mir an.

Ich wurde am 9. Dezember 1737 hier in Magdeburg geboren. Mein Vater war der Kanonikus am Petri- und Paulistift hieselbst, Friedrich Köpfen, meine Mutter Christine Dorothea Calvisius, Tochter eines Predigers an der hiesigen Johannisikirche, eine Enkelin des bekannten Chronologen Seth Calvisius.

Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Er starb, da ich 20 Wochen alt war, an einem hitzigen Fieber in der Blüte seiner Jahre. Er war ein sanfter, rechtschaffener und allgemein geliebter Mann. Seine nur etwa 4 Jahre gedauerte Ehe war glücklich. Er verließ meine Schwester Katharine Marie, nachmalige verehelichte Silberschlag, die 2 Jahre älter als ich war, und mich.

Von gesunden Eltern geboren zu werden, ist das erste Glück, das der Himmel dem Menschen giebt. Ich hatte es. So war auch die Amme, die mir gehalten wurde — ich weiß nicht, ob aus Notwendigkeit oder aus damaligem Modeton — eine gesunde fröhliche Person vom Lande. Meine Mutter blieb unverheiratet und im völligen Besitz der Einkünfte des bei der Familie befind-

lichen Mannlehns, welcher zu meiner und meiner Schwester Erziehung reichliches Auskommen gab.

Ich übergehe meine ersten fünf Lebensjahre, wo der Mensch nur vegetirt. Ich weiß nicht, ob andere frühere Rückerinnerungen haben. Viel kann auf auffallende Ereignisse ankommen. Ich weiß nur, daß meine Amme mir an meinem fünften Geburtstage einen sehr ausgezierten Geburtstagskuchen mit einem unter einer Ehrenpforte schwebenden Engel, worauf fünf Wachslichter brannten, schenkte, der mir damals sehr merkwürdig war.

Ich ward anfangs bei dem Cantor Pfannenschmidt an der Ulrichskirche in die Leseschule geschickt. In meinem sechsten Jahre kam ich bei einem Hauslehrer Namens Vidike, der in dortiger Gegend eine Schule von 6 Kindern anlegte und sie im Schreiben und in den ersten Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterrichtete. Hiervon erinnere ich mich, daß ich die Prämie von $\frac{1}{2}$ Schock Kirschen erhielt, die auf das Auswendiglernen einiger grammatischer Regeln aus Langens Grammatik, die ich nicht verstand, gesetzt war, und darüber keine geringe Freude hatte.

Ich blieb übrigens, die wenigen Schulstunden ausgenommen, im mütterlichen Hause. Meine Mutter lebte, bis auf den Umgang mit ihrer Mutter und ihren nächsten Verwandten, sehr eingezogen. Daher hatte auch ich keine Gesellschaft als die meiner Schwester und ihres Schwesterjohnes, eines Niesings, der mit mir im gleichen Alter war und der in der Folge in eine Gemütskrankheit fiel, wozu seine Familie väterlicherseits neigte. Mit diesem lebte ich bis zu meinem 18. Jahre in beständiger Schulverbindung, ohne daß wir eigentliche Herzensfreundschaft für einander hatten.

Meine Mutter hing an dem Pietismus, der damals in Klosterberge herrschte. Sie besuchte die Betstunde des Abtes Steinmez und Häse. Meine Schwester und ich begleiteten sie oft dahin. Dieses hat wegen der öfteren Bewegung in freier Luft,

wozu ich von Jugend auf gewöhnt wurde, wohlthätigen Einfluß auf meine körperliche Gesundheit gehabt. Dazu kam das geräumige neben dem Diakonathause der Ulrichskirche liegende Eckhaus meines Vaters, welches wir bewohnten. Der Hofplatz und ein paar größere Remisen waren außer den Schulstunden mein gewöhnlicher Aufenthalt. Ich belustigte mich hier mit den Kinderspielen jeder Jahreszeit. Die vielen großen Kornböden, davon die mehrsten leer waren, dienten auch bei schlechtem Wetter zur Bewegung. Hier beschäftigte ich mich größtenteils allein, da ich keinen Bruder hatte, und meine Schwester an meinen Spielen selten teilnahm. Die Entwicklung der Reime unserer Neigungen hängt vielfältig von dem ersten Anlasse in den Kinderjahren ab. Sowie ich mich früh gewöhnen mußte, mich allein zu unterhalten, so war dies in der Folge auch meine Neigung. Daher mein Hang zu den einsamen Spaziergängen, zu den stillen häuslichen Freuden, zu dem ungestörten Aufenthalt in meinem Sudenburger Garten; daher meine Entfernung von großen Gesellschaften, Clubs und zerstreuem Umgang, daher vielleicht selbst eine gewisse Reiseunlust.

In dieser häuslichen Erziehung der früheren Jahre finde ich ferner den Anlaß zu manchen anderen Neigungen, z. B. zur Musik. Mein Vater spielte ein jetzt ganz abgekommenes Instrument, die Flüte-douce. Ich habe solche als Kind tausendmal in Händen gehabt und Töne daraus hervorgelockt. Meine Mutter war eine fleißige Kirchengängerin, und ich hörte die Orgel und Kirchenmusik mit unendlichem Vergnügen. Alle Abend wurden mit dem Gesinde einige Lieder gesungen; ich mußte mitsingen. Natürlich bildete diese öftere Übung eine Neigung zur Musik, vielleicht selbst zur Poesie aus, da ich manche Erbauungsbücher in Versen vorlesen mußte und diese vorzüglich gern las. Ferner meine Bücherliebhaberei. Mein Vater hatte einen kleinen unbedeutenden Vorrat

größtenteils juristischer Bücher verlassen. Doch waren einige Schulschriften, ein paar Versebücher — ich erinnere mich der Namen nicht —, die Neukirchschen Briefe und die von Rohrschen Schriften über Ceremoniel und Lebenswissenschaft darunter. Diese Bücher waren verschlossen. Einige Schulbücher zu suchen, ward der Schrank mir zuweilen geöffnet, doch zu meiner großen Betrübnis nur auf ganz kurze Zeit und beständig unter Aufsicht. Einmal hatte das Schloß nicht gefaßt; ich konnte insgeheim nun allein zu den Büchern kommen und darin framen. Welche Wonne! Ich tat es größtenteils des Sonntags, wenn alles in der Kirche und die Köchin in der Küche beschäftigt war. Nun nahm ich verschiedene Bücher, die ich etwa verstand, mit auf mein mir eigentümlich eingeräumtes kleines Zimmer und fing schon damals an, einen kleinen Bücher-Rick im stillen zu befehen. Die von Rohrschen Bücher hatten doch den Einfluß auf mich, daß sie mich auf äußeren Anstand und das, was man Lebensart nennt, zuerst aufmerksam machten, worüber ich in der Folge der Jahre teils mehr und etwas Besseres gern las, teils sorgfältigere Beobachtungen selbst zu machen mich gewöhnte, ein Studium, was damals zu hoch und jetzt vielleicht zu wenig geschätzt wird.

Dieses eigene Lesen, freilich ohne Wahl — denn es fehlte damals an Kinderschriften — und manche Briefe und kleine Aufsätze, die ich nach und nach aus eigenem Triebe machte, haben indeß zu meiner Bildung immer noch mehr beigetragen, als der geschmack- und sinnlose Unterricht in der Schule, die ich vom 7. bis zum 13. Jahre besuchte. Ich war hier auf dem Altstädter Gymnasium, doch dergestalt, daß ich nur die Schulstunden abwartete, übrigens im mütterlichen Hause aß und schlief. Ich war 3 Jahre lang in der 5. Klasse bei dem Schullehrer Herlob, den man damals für einen guten Jugendlehrer hielt, $\frac{1}{2}$ Jahr bei Stammer in der 4. Klasse und 3 Jahre bei Grotjan in der 3. Klasse,

einem fleißigen, strengen Manne, der seiner Pedanterie wegen, die man für gute Schulmethode hielt, im Rufe stand. Hier war die Lesung der kleinen Episteln des Cicero und des Cornelius die Hauptsache. Letzteren habe ich mehrmalen ganz übersetzt. Gewöhnung an Fleiß, Ordnung und Akkurateſſe war hiervon vielleicht der Hauptgewinn. Das waren die Jahre von 1744—50.

Ich werfe einen allgemeinen Blick auf die Schulen, wie sie um diese Zeit, wenigstens hier in der Stadt, waren. Die lateinische Sprache und deren Studium war beinahe das einzige, wenigstens bei weitem das, was am meisten getrieben wurde. Und wie ward es getrieben? Auf den Inhalt des Autors, auf seine Schreibart, seine Manier dachte man nicht. Man lernte nur Vokabeln daraus und haſchte nach Phraseologie. Wissenschaft und Realkenntniß wurde gar nicht getrieben; höchstens ein wenig Geschichte in der Monarchienform nach Zopf und Curas und etwas Geographie nach Hübner und Schalg gelehrt. Das Studium der schönen Wissenschaften hieß Oratorie. Hier waren Achsens und Hübners Lehrbücher die Anweisung, und die Ausarbeitung der Thrien die Übung, und die Muster Menantes, beide Neukirchs und Christian Weise! Wie erbärmlich sind alle Gelegenheitsgedichte von dieser Periode! Die guten sächsischen Schriftsteller, die Belustigungen und Bremischen Beiträge waren hier und vorzüglich in den Schulen noch unbekannt. Überhaupt glaube ich, daß sie, sowie die Cultur, spät in unsre Gegend gekommen sind. Adelung hat zwar unrecht, wenn er behauptet, daß die Bildung der Schriftsprache von Obersachsen ausgegangen ist; denn die Schriftsteller, die sich unter- und durcheinander bilden, machen eine eigene Republik aus; aber das ist gewiß, daß der bessere Geschmack in Obersachsen lange geherrscht haben kann, ehe er hier Grund gefaßt und sich etwas verbreitet hat. Dies ist nicht allein von den Schulen, sondern auch von anderen Klassen der Litteratur,

z. B. von den Predigern gewiß. Keiner hatte hier vor 1750 einen gebildeten Vortrag, obſchon die Prediger ſeit 1725 an Mosheims und Alfens Predigten Muſter hatten. Boyſen und (vor ihm) Orlich waren die einzigen, deren Sprache ſich etwas hob. Unter ſolchen Umſtänden mußte ich in der Bildung um dieſe Zeit, d. i. in meinem 13. Jahre, einem Alter, worin Pope ſchon ſeine herrliche Ode an die Einſamkeit machte, noch ſehr zurück ſein. Ich las die Baniſe, Gott weiß, mit welcher Entzückung. Durch meinen Schulungsgang mit einem Hermes, einem älteren Bruder des Duedlinburger, der wie ich ein Bücherfreund war, erhielt ich Verſchiedenes in dieſer Manier. Ich erinnere mich noch der Inſel Feſenburg und eines Buches voll Zaubergeſchichten unter dem Titel: Der hölliſche Proteus. Unter den Büchern aus meines Vaters Bibliothek war noch Pöllnitz galantes Sachſen, elend überſetzt. Jedoch las ich ſchon damals Richardſons Pamela, aber freilich auch dieſe in der erbärmlichen Überſetzung von 1742. Mosheims heilige Reden, das einzige gute Buch, welches in meines Vaters kleinem Büchervorrat war, unterſchied ſich in der Sprache ſo merklich, daß ich dadurch zuerſt auf den Unterſchied des guten und ſchlechten Stils aufmerkſam wurde, und es durch die öftere Leſung, beſonders der 5. Rede über den Tod, vorzüglich beitrug, zum beſſeren Geſchmack mich zu leiten.

Einen Schritt vorwärts that ich darin auf der Schule des Kloſters Unſerer L. Frauen, wohin ich Oſtern 1751 kam, und die ich 1½ Jahre beſuchte. Der Unterricht war damals ſchon hier weniger pedantiſch. Einer der Lehrer war der nachmals in Berlin geſtorbene Sucro, Verfaffer der Abhandlungen, Erfahrungen uſw. Schade, daß er nur kurze Zeit dort blieb! Er war ein feiner Mann, der ſich vor den anderen Lehrern ſehr auszeichnete. Große Fortſchritte machte ich auf dieſer Schule ſonſt nicht. Es herrſchte damals zu viele Unordnung daſelbſt und fehlte an Aufſicht auf

Lehrer und Schüler. In der Folge hat sich dies unter den Rectoren Hambruch, Schummel, Koch und besonders unter der Direction des jetzigen würdigen Probst Röttger sehr geändert. In dessen lernte ich dort Kleists Frühling und Gellerts Briefe zuerst kennen. Letztere machten einen außerordentlichen Eindruck auf mich. Man muß den elenden Geschmack kennen, der in den mehrsten Städten Deutschlands damals noch herrschte, um das von Maurillon so sehr herabgewürdigte Verdienst Gellerts gehörig zu schätzen. Freilich sind seine Gedichte von wenigem poetischen Wert und seine Briefe gerade keine Muster; aber man vergleiche sie mit den damaligen Keimereien und den steifen pedantischen Neukirchschen, Menanteschen, Leiningschen Briefen. Sie mußten in der Zeit notwendig große Sensation machen, und es ist nicht zu leugnen, daß, da Gellert mehr als andere größere Dichter, z. B. Haller und Hagedorn, gelesen wurde, er, wie Abt sagt, dem Geschmacke der Nation eine Hilfe gegeben hat. Man nehme dazu: Gottsched hatte den Lohensteinschen und Hoffmannswaldauschen Schwulst und Bombast, der in dem ersten Drittel des Jahrhunderts herrschte, verdrängt; dagegen waren wässerige, geschmacklose Keimereien emporgekommen. Gellert verband Geschmack und natürliche Leichtigkeit. Er war allgemein verständlich ohne niedrig zu sein. Dies faßte im Publikum; kein Wunder, daß er überall gelesen und verehrt wurde!

Um Michaelis 1752 verließ ich die Schule des Liebfrauenklosters, um die vom Kloster-Berge zu besuchen. Zu dieser war ich schon früher bestimmt; der damalige Abt Steinmetz wollte mich nur unter 14 Jahren nicht annehmen, weshalb ich die Zwischenzeit, weil ich nicht länger auf dem sinkenden Altstädtischen Gymnasium bleiben sollte, auf der Liebfrauenshule zubrachte. Ich verließ nun zum erstenmal das väterliche Haus ganz und zog als Pensionär und Schüler nach dem Kloster-Berge. Dieser Schule danke ich

vorzüglich meine Bildung und einige der frohesten Jahre meines Lebens; daher ich mich dabei etwas länger aufhalten werde. Mein Stubenaufseher ward der französische Lehrer Dubois. Ich hatte immer zur französischen Sprache Neigung gehabt. Unter dem Magdeburgischen Sprachmeister Fleureton hatte ich sie vor ein paar Jahren schon angefangen, eine Auswahl Molièrescher Komödien mit deutschen Noten und Gerhards *théâtre italien* größtenteils für mich gelesen und wieder gelesen. Hier trieb ich nun das Studium dieser Sprache unter so vorzüglicher Anleitung mit vielem Eifer. Auf den Spaziergängen hielt ich mich an Herrn Dubois und übte mich im französisch Sprechen. Ich las für mich den Fenelonischen *Telemach* ganz, und keine größere Wonne kannt' ich, als wenn ich des Sonnabends Nachmittags, da Lehrer und meine Mitschüler auf dem Spaziergange waren, auf der Stube allein bleiben und dort auf dem Fensterstuhle — die Aussicht ging über den Garteneingang in den Klostergarten nach der Elbe zu — ungestört Voltaire's Schauspiele lesen konnte, welche ich oft laut deklamirte. Öffentlich sie zu lesen möchte man bei dem damaligen pietistischen Tone des Klosters mir wohl schwerlich gestattet haben. In der Folge vermehrte sich meine Übung im Sprechen durch einen neuen französischen Lehrer, Herrn Veron, der nach Abzug des vorigen die Stube bezog, wo ich wohnte. Dieser, weniger bekannt mit dem Deutschen, sah es sehr gern, wenn ich ihm auf den Spaziergängen Gesellschaft leistete, welches andre Schüler mehr vermieden. Ich bin diesem Manne, der viel Kenntniß mit einem sanften Charakter verband, viel schuldig. Er blieb kaum 1 1/2 Jahre dort, und ihn löste ein Duvernois ab, ein Mann von feurigem Charakter. Auch diesem danke ich viele Übung in dieser Sprache, die auch in der folgenden Zeit lange meine Lieblingslektüre geblieben ist, und in welcher ich die vorzüglichsten Schriften besonders aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. gelesen und selbst ge-

sammelt habe. Zu Klosterberge las ich schon außer den genannten den Bußhschen Briefwechsel, die Choffinschen amusements philologiques, ein sehr gutes Schulbuch wegen der darin enthaltenen mannigfaltigen Kenntnisse, die caractères de la bruyère, die memoires von Böllniz, Ramjay, Flechier und einiger anderer und wiederholte manche Lektüre öfter. Ich habe dies, was das französische Sprachstudium betrifft, zusammengefaßt, und kehre nun zu dem Anfang meiner Studien auf dieser Schule zurück.

Klosterberge war damals eine der berühmtesten und blühendsten Schulen. Ich nenne von den vorzüglichen Lehrern nur den Rector Knapp, Bruder des älteren Dr. Knapp in Halle, einen Mann, der gute philologische Kenntnisse mit einem schönen Anstande vereinigte und in großem Ansehn stand, die Herren Silberschlag, die bekanntlich in den mathematischen und physikalischen Fächern professormäßige Wissenschaft hatten, Herrn Jonä, einen ganz vorzüglichen Philologen und lateinischen Stilisten, der bei der Reformation der Schule unter Häse ausdrücklich wieder zum Rector dahin berufen wurde, um die Schule zu heben, den Lehrer Wendel, einen Mann, der im Fach der schönen Wissenschaften sehr gut unterrichtete, vorzügliches Talent im Deklamieren hatte und selbst Dichter war, und den Dichter Fabricius, dessen in zwei Bänden herausgegebene Poesien bekannt sind. Sie sind in dem Hallerschen Ton, in einer gebildeten und zuweilen kräftigen Sprache, doch haben sie bei weitem nicht die Gedankenfülle und die sententiöse Kürze Hallers, sondern sind oft zu wortreich oder dunkel und geben fumum ex fulgure, non ex fumo lucem. — Die Anzahl der Studierenden war um diese Zeit an 150, und es war unter den Schülern im ganzen viel Lernbegierde. Es herrschte damals zwar zu Klosterbergen der frömmelnde Ton, der durch Hermann Francke auch in das Hallische Waisenhaus eingeführt war. Ich kann aber nicht sagen, daß er auf die Wissenschaften und den Schulunterricht

hier einen nachtheiligen Einfluß gehabt hätte. Wenn ich die vielen Betstunden, die besonders an den Sonntagen zu überhäuft waren, und die man besuchen mußte, ausnehme, so wurde keinem irgend ein Zwang aufgedrungen. Ich weiß es vielmehr aus manchen Äußerungen, daß der brave Abt Steinmeß, der wahre Frömmigkeit mit Weltkenntnis und Weltklugheit verband, die Kopfhängerei, die manche, die sich einschmeicheln wollten, annahmen, nicht leiden konnte. Auch Wieland, der 4 Jahre vor mir dort studierte, hat mir gesagt, daß ihn der Abt gegen die Bedrückung eines Schwärmers in Schutz genommen hätte. So hielt auch der Rector Knapp sehr auf bürgerlichen Anstand und ein anständig freies Betragen, und mit ihm mehrere Lehrer.

In den Philanthropien und neueren Schulen soll eine liberalere Denkungsart und bessere Methode in Bildung des Geistes und der Sitten vorgeschlagen und eingeführt und alles auf Vernunft reduziert sein. Indessen sei es mir doch, ohne der Horazische Alte — *laudator temporis acti se puero* — zu sein, erlaubt zu fragen, wo die großen Männer sind, die diese Schulen seit der Basesdowschen Reformation 1771, d. i. seit 23 Jahren, hervorgebracht haben, und wovon das Kloster Bergen, sowie das Waisenhaus und Pädagogium zu Halle so viele aufzuweisen haben. Wenn man von der Wirkung auf die Ursache schließen darf, so glaube ich immer, daß auf Schulen wie im Soldatenstande eine gewisse Schärfe und strenge Ordnung, sollte sie auch etwas an Pedantismus grenzen, der Jugend nützlicher ist, als ewiges Räsonieren, wohinter sich Leidenschaften so leicht verstecken und dadurch genährt werden.

Auf dieser Schule legte ich den Grund zu meiner nachmaligen ganzen Bildung. Ich lernte Schulwissenschaften lieb gewinnen, eine Neigung, die auf das ganze Leben Einfluß hatte. Ich gewann Geschmack an den lateinischen Autoren, woraus ich bisher nur Phrasen gezogen hatte, besonders unter Jonäs Anleitung,

der Ciceros Reden in der 2. lateinischen Klasse erklärte. Von Dichtern wurden damals nur Ovidii libri tristium und Vergils Aeneide gelesen. Ich kann nicht sagen, daß sie mich anzogen. Den Horaz, der nicht gelesen wurde, habe ich erst für mich studiert und ihn in der Folge so lieb gewonnen, daß er mein beständiger Begleiter auf meinen verschiedenen Geschäftsreisen wurde. In Klosterbergen fing ich auch an Physik, Mathematik und etwas Philosophie zu studieren. Nur das Griechische, worin ich zu weit zurück war, gab ich leider auf. Dies ist mir in der Folge hundertmal leid geworden. Ich nahm dafür lieber drei Stunden im Französischen mehr, woran ich mit ganzer Liebe hing, und gegen die griechische Sprache den falschen Gedanken faßte, sie könne mir als einem künftigen Juristen nichts helfen. Ferner versäumte ich das Klavierspielen, worin ich gleichfalls in Magdeburg erst einige Monate Unterricht gehabt hatte. Ich hing zu sehr an den Sprachen, und der damalige Klaviermeister war ein alter verdrießlicher Mann. Auch dies habe ich vielfältig bereut. Ich habe in der Folge für mich einige kleine Stücke mühsam klimpern gelernt, Musik aber immer vorzüglich geliebt. Dagegen lernte ich bei einem damals in Klosterbergen ausdrücklich besoldeten Lehrer Italienisch, hielt auch in dieser Sprache bei einer öffentlichen Redeübung eine von mir selbst gefertigte Rede, sowie ich auch eine von Herrn Veron gefertigte französische Rede in Versen auf einem solchen Actus deklamirte.

Diese öffentlichen Redeübungen sind jetzt abgekommen. Ich weiß, was man dagegen sagt. Ich weiß aber aus Erfahrung, wie nützlich sie mir und meinen Mitschülern gewesen sind, und wie vorzüglich sie die Klosterbergische Schule damals hoben. Also hier ein Wort darüber!

Öffentlich vortragen und reden ist das Geschäft aller Staatsbedienten. Nicht allein der Prediger gebraucht es, sondern auch

jeder Geschäftsmann, der in Landskollegien einen Vortrag über eine Handlung thun, die Thatfachen entwickeln und seine Meinung darüber sagen muß, jeder Richter, der die Parteien verständigen und ihnen vernünftige Gründe vorhalten will; ja jeder Gesellschafter, der den unbedeutendsten Vorfall erzählen will, muß Deutlichkeit, Ordnung, Präcision in seinen Vortrag zu bringen und sein Organ an einen deutlichen Ausdruck gewöhnt haben. Hat er hierzu auf Schulen früher Übung gehabt, so wird es ihm in der Folge leicht. Hierzu dienen vorzüglich die Redeübungen. Man sagt: sie versäumen! Wie es zu Klosterbergen sonst damit gehalten wurde, war dies nicht der Fall. Alle Mittwoch Nachmittag von 3—5 Uhr wurden in Gegenwart des Abtes, der Lehrer und der Schüler Privat-Redeübungen gehalten. Von den 16—18 Conventualen und Lehrern mußte nach der Reihe einer die Stücke aus Dichtern und Prosaischen aller Sprachen aussuchen und verteilen, die deklamirt werden sollten, auch wohl selbst ein Gespräch für die Kleineren machen. Da sie nur kurz waren, so kamen jede Woche wohl 16 und mehr Schüler, und wegen der ununterbrochenen Fortsetzung, nach und nach alle zum Reden. Diese brachten die Kosten, die bloß in ein paar Thalern für die Musik bestanden, auf, welches wenige Groschen auf einen jeden trug. Übrigens durfte nicht eine Stunde darüber versäumt werden, sondern das Auswendiglernen und die ein oder zwei Proben geschahen in den Zwischenstunden. Aus dieser wöchentlichen Übung entstand der Vorzug der Klosterbergischen öffentlichen Actus, wo die geübtesten Redner auftraten. Hierzu verfertigte der Dichter Fabricius seine mehrsten, durch gute Deklamation noch gehobenen Poesien, und viele geschickte Lehrer lieferten dazu sehr gute Aufsätze.

Auch auf mich und meine mehrere Ausbildung hatten diese Redeübungen den stärksten Einfluß. Ich nahm nicht nur daran oft selbst teil und übte mich im Deklamieren, sondern durch das

wöchentliche Hören so mancher gut vorgetragenen schönen, dichterischen und rednerischen Stellen bildete sich auch der Geschmack. Die ersten Gründe desselben wurden in den oratorischen Lehrstunden durch Regeln und Beispiele entwickelt. Besonders wirkte auf mich die ganz vortreffliche Deklamation des oben genannten Lehrers, Herrn Wendels. Hier lernte ich Haller, Dusch, Young in der Ebertschen Übersetzung, Kramers, Schlegels Gedichte, Rabeners und anderer Aufsätze in den Bremischen Beiträgen und Gellerts sämtliche Schriften kennen; und sie machten, theils durch den Contrast mit den elenden Sachen, die ich bisher allein gelesen hatte, theils durch die Art, wie sie vorgetragen wurden, doppelten Eindruck auf mich. Denn oft ging der Lehrer Wendel mit seiner Klasse in eine schöne Gegend, wo wir uns an einem Hügel um ihn lagerten, und er uns wie ein Apoll lehrte. Hier machte er uns auf die schönen Schilderungen der Natur aufmerksam und verwandelte den Unterricht in Anschauen und Leben. Der Dichter Fabricius las den reiferen Schülern der ersten Klasse zuerst Elias Schlegels Trauerspiele vor. Theatralische Stücke hatte man in Klosterbergen nie gewagt öffentlich vorzutragen. Fabricius that es mit einer schönen Anrede, worin er uns als Männer und Freunde behandelte, den richtigen Gesichtspunkt zeigte, uns doch aber zur Verschwiegenheit aufforderte, damit er aus Mißverständnis von Schwächeren darüber nicht angezapft würde. Dies gab uns einen gewissen edlen Stolz und gewann uns um so mehr für die schönen Geister, die so dachten und schrieben. Kein Wunder, daß der Geschmack an den schönen Wissenschaften damals sehr faßte.

Es bildeten sich Männer, die durch sie auch in ernsthaften Wissenschaften glänzten. Ich nenne hier von meinen Commilitonen Recard in Königsberg, Steinbarth in Frankfurt, und von Geschäftsmännern den Minister v. Schulenburg-Rähnert, den Präsidenten v. Bugenhagen, Kammerherrn v. Spiegel, General

v. Kleist, Berghauptmann v. Beltheim und die Räte Weißbef und Mergdorf in Berlin. Matthijson, ein Onkel des jetzt bekannten Dichters, würde es in der Poesie weit gebracht haben, wenn er nicht einige Jahre hernach fränklich geworden und zu früh gestorben wäre. Ich selbst machte einige poetische Versuche, wovon ich mich noch eines Stückes, Empfindung Adams bei dem Totschlage Abels erinnere, das Fabricius billigte und korrigierte. Da es mir aber nicht leicht ward, und ich mir selbst nicht genug that, so unterblieben mehrere Arbeiten. Matthijson und Steinbarth waren mein vertrauterer Umgang. Wir hielten mit einigen anderen für uns besondere Redeübungen, machten eigene Ausarbeitungen, ja, wie der jugendliche Enthusiasmus leicht übertreibt, schrieben wir kleine lateinische Dissertationen über einen philosophischen und moralischen Satz, worüber wir einen von uns zum Präses und zwei zu Opponenten erwählten. Freilich waren es Kindereien und Wortkram. Sind aber die akademischen Disputationen oft viel mehr? Nicht die Sache, sondern das Nachdenken und die Übung, seine Gedanken zu fassen und zu vertheidigen, gewährte den bleibenden Vorteil. Wir hatten es hierdurch in der Fertigkeit, uns aus dem Stegreif über einen Satz, der unserer Fähigkeit angemessen war, lateinisch zu erklären, soweit gebracht, daß einige von uns älteren Primanern zuweilen zu der lateinischen Rede, die in der ersten Klasse alle Tage von einem der Schüler gehalten werden mußte, und wozu der Rector den Tag vorher das Thema gab, dieses nur vor der Stunde uns ansahen, darüber bloß während der Lektion meditierten und dann eine Rede von etwa einer Viertelstunde aus dem Stegreife hielten.

So wenig ich hiervon in der Folge meines Lebens im gelehrten Fache habe Gebrauch machen können, so hat es mir doch als Opponenten bei verschiedenen Disputationen in Halle, bei

meinem lateinischen Examen in Berlin und, in Ansehung der Fertigkeit mich bei schneller Veranlassung mündlich auszudrücken, in der Advokatur und in meinem ganzen Geschäftsleben viele Dienste gethan. Ich würde daher den Schulen nicht allein die ehemaligen öfteren und Privat-Rebeübungen, sondern auch besonders die Einführung eigener Erzählungsstunden empfehlen.

Wenn der Lehrer eine interessante Geschichte aus verschiedenen jetzt gedruckten Gerichtsacten oder andern Büchern erzählte oder vorläse, dann sie von einem Schüler im Hauptinhalte wieder erzählen ließe und ihn auch auf die Stellung der Begebenheit, Präcision und Sprache aufmerksam machte, so könnte dies den Mehrsten nützlicher sein, als wenn sie während der Zeit diesen oder jenen gelehrten Satz nicht(?) fassen. Schulen sind Vorbereitung auf künftiges Geschäftsleben. Nicht bloß auf die Anschaffung der Materialien, die zu mannigfaltig sind, als daß sie jeder gebrauchen könnte, sondern auf die Fertigkeit das jetzt gerade Nötige gehörig vorzutragen, welche Fertigkeit jeder gebraucht, sollte diese Vorbereitung besonders gerichtet werden.

Ich habe mich lange hierbei aufgehalten, weil ich es für einen wesentlichen Mangel unserer jetzigen Schuleinrichtungen halte, daß hierauf weniger Rücksicht genommen wird, und ich aus mehreren Beobachtungen es weiß, daß diese in der Jugend versäumte Gabe des Vortrags in der Folge schwer eingebracht werden kann. Ich empfehle daher meinen Kindern und Enkeln hierauf um so mehr Bedacht zu nehmen, je mehr es die Erfahrung bestätigt, daß oft die Männer, die durch ihre Schriften weit und breit berühmt sind, so sehr bei der persönlichen Bekanntschaft und bei ihren Gesprächen verlieren, und ich glaube, daß die bekannte Beobachtung: *praesentia minuit famam* mit daher rührt.

Aus dem, was ich über die Klosterbergische Schule und meinen Aufenthalt daselbst gesagt habe, ergibt sich, daß die

Sprachen und die schönen Wissenschaften mich vorzüglich beschäftigten und daß mein Geschmack daran sich befestigte. Versäumt habe ich daselbst das Studium der Geschichte und Geographie. Beide wurden zwar gelehrt; sei es aber nun die fehlerhafte Methode oder mein Mangel der Aufmerksamkeit, ich brachte wenig in diesen Wissenschaften vor mich. Mir schwärmten eine Menge Namen und Begebenheiten zwar im Kopfe, ich konnte sie aber nicht ordnen. Ich habe in späteren Jahren besonders aus Remers vortrefflichem Lehrbuche erst Geschichte studirt. Ich glaube, der Fehler lag darin, daß man nicht nach einer Tabelle die Hauptepochen erst tief einprägte und immer dahin wieder zurückrief. Billig sollte auf jeder Schule ein und dasselbe Lehrbuch zum Grunde liegen und der Vortrag der Begebenheiten nur erweitert werden, jedoch immer die Fächer bleiben. An einem solchen Lehrbuche fehlte es damals. Wenn man jetzt in der untersten Geschichtsklasse bloß Remers Tabelle recht einstudirte, in der folgenden seine jetzt (1794) herausgekommene Übersicht zum Grunde legte und in der dritten Klasse sein ausführliches Handbuch ohne große Zusätze vortrüge, so würde der Unterricht unendlich vollkommener sein, als er damals war und vielleicht sein konnte, weil wir vor Schröck kein vernünftiges historisches Compendium hatten, auch die sonst brauchbaren Riemeyerschen Tabellen erst 1761 herauskamen.

Dies über die wissenschaftliche Bildung auf dem Kloster. Die schöne Lage des Klosters, der herrliche Garten und die öfteren Spaziergänge erhielten und befestigten meine körperliche Gesundheit. Durch eine Erkältung zog ich mir einst ein stärkeres Flußfieber zu; Versäumung gehöriger Mittel machte es schlimmer. Ich ward zur Stadt abgeholt und durch ein paar Halle'sche Vitalpulver, die einen sehr wohlthätigen Schweiß bewirkten, wieder hergestellt. Diese kleine Krankheit bewirkte mir indessen wegen eines noch zu

brauchenden Kräuterthees die Erlaubnis aus der ersten Stunde, einer theologischen, zu bleiben und allein im Garten spazieren zu gehn. Diese Erlaubnis, die ich beständig behielt, weil ich sie nie mißbrauchte, und die sehr selten einem Schüler erteilt wurde — die Sittenklassen, eine gute Einrichtung, waren damals nicht — trug zur Vermehrung meines Vergnügens auf dem Kloster sehr viel bei. Ich las sehr häufig bei meinen Spaziergängen und erhöhte dadurch das Vergnügen derselben. Auch konnte ich alle 14 Tage und öfterer zur Stadt gehen. Dies that ich gemeiniglich Sonnabends und blieb den Sonntag daselbst, daher mir auch dieser weniger lästig wurde.

Während meines dortigen Aufenthaltes heiratete meine Schwester den damaligen Pastor Silberschlag in Wolmirsleben. Er war in dem ersten Halbjahr mein Lehrer gewesen; sein Bruder war es auch noch die übrige Zeit. Mit diesem oder auch mit meiner Mutter machte ich vergnügte Landreisen nach Wolmirsleben und erlangte dadurch beiläufig manche physikalische Kenntnisse mehr, ob ich schon nie eigentliche stärkere Neigung dazu gehabt habe. Angenehm waren mir in meines Schwagers kleiner Büchersammlung Stockhausens Briefe und Meyers Ästhetik.

Bei Gelegenheit meiner Klosterbergischen Exkursionen zur Stadt sah ich hier auch die erste Komödie von der Ackermannschen Gesellschaft. Es war Destouches Verschwender. Stärker kann kein Eindruck sein, als der, welchen diese Vorstellung auf mich machte. Da unsere Kinder schon vielfältig jetzt sich an Komödien satt hören, ehe sie solche verstehen, so kann man von der Wirkung, die eine solche Aufführung bei mehreren Vorkenntnissen und größerer Geschmacksbildung bei mir thun mußte, sich schwerlich einen Begriff machen. Das zweite Stück, das ich bald darauf hörte, Molières Kranke in der Einbildung, war von weit geringerem Eindruck für mich.

Ich habe mich bei diesem Klosterbergischen Aufenthalt gern verweilt, theils weil hier mein Geist die Richtung zuerst genommen hat, der ich in der Folge immer treu geblieben bin, und welcher ich viele der reinsten und süßesten Freuden meines Lebens danke, theils weil ich es meinen Kindern und Nachkommen recht tief einprägen möchte, auf den Schulunterricht ihrer Kinder die vorzüglichste Sorgfalt zu wenden. Denn eine Versäumnis hierin rächt sich allemal gewiß, wenn man in seinem Geschäftsfache auch sonst mancherlei nachholen kann.

Um Ostern 1756 bezog ich die Universität Halle. Vielen ist ihr akademischer Aufenthalt die angenehmste Periode ihres Lebens. Mir war sie es nicht. Theils war mir die ungebundene Universitätsfreiheit, weil Schulzwang mir nie lästig fiel und ich die dortigen Studien con amore trieb, so wichtig nicht als andern, theils war mir der Studententon zu roh und ungesittet, theils fielen meine akademischen Jahre gerade in den Anfang des siebenjährigen Krieges, wo die öfteren Invasionen manche Besorgnisse und Unannehmlichkeit bewirkten.

Ich war in Halle an das Haus des Obersten v. Mannstein, eines Verwandten meines Vaters, adressiert. Ich aß bei ihm alle Sonntage Mittag, so lange er in Halle war. Dies war mir gerade nicht die angenehmste Verbindung, wiewohl ich wegen der Gesellschaft, die ich dort öfters fand, einige Weltkenntnis mehr erlangte. Durch ihn wurde ich dem Hofrat von Madai empfohlen. Hier versammelte sich alle Sonntag nachmittag eine Art von literarischer Gesellschaft, woran der Professor Joachim und zuweilen auch einige andere Professoren, übrigens aber einige gewählte Studenten teilnahmen. Das Gespräch betraf hauptsächlich statistische, historische und numismatische Vorwürfe. Dies war mein Geschmack nicht, mithin mir die Gesellschaft weniger angenehm. Sie dauerte auch nicht lange. Ich habe nach der Zeit den Hofrat v. Madai

durch verwandtschaftliche Verbindung — meine Frau war seine Stiefentelin — näher kennen gelernt, und an ihm einen Mann von vielen Kenntnissen, von sehr angenehmer mannigfaltiger Unterhaltung und einer auch in seinem Alter fortdauernden Geistesheiterkeit gefunden, der mir viele Freundschaft erzeugt hat.

Meine Collegia wählte ich wie andere Juristen. Ich folgte dem Strom, der sich damals zu dem Nettelblattschen Lehrsaal hinzog. Ich konnte seinen Collegiis keinen Geschmack abgewinnen. Noch weniger gefiel mir Joachims schläfriger, monotonischer Vortrag in der Reichs- und Staatengeschichte. Mehr Geschmack fand ich an Professor Meyer, bei dem ich die philosophischen Collegien hörte. Am angenehmsten waren mir seine Vorlesungen über die Moral. Ein kaltes Fieber, welches mich mitten im ersten Halbjahr meines Hallischen Aufenthaltes befiel und welches nach öfterem Recidiren mehrere Monate mich unthätig machte, verursachte, daß ich in dem folgenden halben Jahre manches nachholen mußte. Ich habe übrigens meinen juristischen Cursus nach der gewöhnlichen Einteilung hauptsächlich bei Nettelblatt gemacht, hörte jedoch auch bei dem guten Civilisten Professor Heißler Institutionen und Pandekten. In dem letzten Jahr lernte ich Professor Pauli kennen. So beschrieen dieser Mann durch sein Leben der Helden ist, so lebhaft und unterhaltend war sein Vortrag. Ich hörte bei ihm Reichsgeschichte, und es thut mir sehr leid, nicht früher seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Nach anderthalb Jahren nahm ich ein Disputatorium. Hier half mir meine Klosterbergische Sprachübung sehr, und eigenes strengeres Nachdenken über mehrere zur Sprache gebrachte streitige Rechtsfälle erweiterte meine juristischen Kenntnisse.

Ich weiß nicht, welchen Gang das Studium der Rechtswissenschaft auf den Akademien nehmen wird. Nach dem eingeführten Landrecht im Preussischen halte ich die Zeit, die auf

das römische Recht dort verwendet wird, für verloren. Müssen aber dort eine allgemeine Einleitung in die Rechtswissenschaft, das Naturrecht und einige subsidiarische Wissenschaften noch gehört werden, so halte ich nichts für so nützlich als zeitig damit Disputierübungen zu verbinden, um sich die Fähigkeit zu erwerben, über Rechtsmaterien leicht und faßlich sich ausdrücken zu lernen.

Außer den juristischen Lehrstunden nahm ich mit einigen meiner Freunde dort Tanzstunden, eine Übung, die zu Klosterbergen nur den Edelleuten auf ausdrücklichen königlichen Befehl gestattet war. Ich besuchte auch hernach fleißig die Bälle, die auf dem Universitätsplatzboden unter Studenten gehalten wurden, und woran nur die Tochter des ehemaligen Tanzmeisters Rudels und zuweilen eine oder ein paar ihrer Freundinnen teilnahmen; doch ging es sehr ordentlich und sittlich zu. Auch von dem damaligen großen Concert auf dem Residenzsaale ward ich Mitglied und brachte die Sonnabend-Abende dort sehr vergnügt zu. Die Professoren mit ihren Frauen und Töchtern und mehreren Familien nahmen daran teil. Dies war damals die einzige Gelegenheit, wo Studenten ohne besondere Empfehlung Gelegenheit hatten, Frauenzimmer zu sprechen.

Wichtiger blieb mir aber das Studium der schönen Wissenschaften. Mit Steinbarth, Matthiffon und einigen andern Freunden setzte ich meinen Umgang fort. Wir machten kleine deutsche Aufsätze, die wir einander zur Kritik mitteilten, und sprachen über unsre Lectüre, die nun einen größeren Umfang erhielt. Ich las die Wochenschrift „Die Geselligen“, hielt selbst lang die folgende damals herauskommende „Der Mensch“ eine Zeit mit, las die Klarißsa, den Grandison und machte über erstere selbst einen Aufsatz.

Ein mir sehr interessanter Umgang entstand zwischen mir und Abbt, dem nachmalig berühmten Professor in Rinteln. Mit

ihm machte ich häufige Spaziergänge und aß des Abends öfter in seiner Gesellschaft in einem weniger besuchten Speisequartier. Wir liebten beide die französische Lectüre. Ich hatte den Zugang zu einer französischen Bibliothek. Daraus lasen wir Prerots Romane. Bei dem Cleveland ward Abbt verdrießlich. Wir fingen nun die Crebillonschen an, die uns mehr unterhielten. Abbt zerstreute sich hernach in andere größere Gesellschaften, in welche er durch das Segnersche Haus kam, und ich bedauerte es sehr, daß mein Umgang mit diesem herrlichen Kopfe seltener ward.

Einen Zuwachs zur Bücherkenntnis erhielt ich durch Stockhausens kritischen Entwurf einer Bibliothek. Bei allen Mängeln war dies Buch damals doch das einzige, woraus man in der Kürze die schöne Litteratur etwas übersehen konnte. Mehr Nahrung gab meinem Geiste aber die um diese Zeit herauskommende Bibliothek der schönen Wissenschaften von Nicolai und Mendelssohn. Dies Buch und mehr hernach noch die mit 1759 angefangenen Litteraturbriefe fixirten meinen noch wankenden Geschmack. Ich las in der Folge die meisten der darin recensirten Bücher, verglich und studirte die Urtheile darüber und suchte den Ton der besten mir zu eigen zu machen. Dies gab meinem Geschmack die Richtung, der ich hernach beständig treu geblieben bin.

Sonst hatte mein Studentenleben nichts merkwürdiges. Ich hatte außer meinen älteren Freunden nur wenig Umgang. Doch muß ich noch einen Leonhard aus Berlin nennen, einen Mann von vielem Geschmack und Kenntnissen und zwei Gebrüder Madelung, mit denen ich einem Hause, „dem Dreyßichschen“ am alten Markte, wohnte, wovon der jüngere, ein sehr fähiger Kopf, Geheimrat in Bernburg ist, mit welchem ich auch nachher noch korrespondirte. Mein Stuben-Gesellschafter, der nachmalige Geheime Ober-Rechnungsrat Lautensack, den ich von Klosterberge mitbrachte, störte mich wenigstens nicht. Er hatte andere Neigungen

und andere Gesellschaften außer dem Hause. Von Halle machte ich zuweilen Exkursionen nach Merseburg, Lauchstädt, Leipzig. In Lauchstädt machte ich die persönliche Bekanntschaft Gellerts. Das will bei einem Studenten, der sonst nicht empfohlen ist, nichts sagen. Viele berühmte Leute sieht man nur, um sagen zu können, man habe sie gesehen. Der merkwürdige siebenjährige Krieg, durch welchen Halle oft in Schrecken gesetzt wurde, brachte mich auf eine sonderbare Art einmal auf eine Nacht in französische Gefangenschaft in Merseburg. Ich war mit einer Gesellschaft von 12 Studenten nach Lauchstädt und von da nach Merseburg geritten. Wir wußten, daß die Franzosen in der Gegend wären, wir fürchteten sie aber nicht. Im Merseburger Thor wurden wir von französischen Husaren des Türpinischen Corps angehalten und zum Obersten gebracht. Er examinierte uns; um gewiß zu sein, daß wir Studenten wären, ließ er sich in ein wissenschaftliches Gespräch ein und begegnete uns mit vieler Höflichkeit. Er versprach uns seinen Schutz, sagte uns aber, daß wir die Nacht in Merseburg bleiben müßten. Auf unsre Vorstellung dagegen berief er sich auf Gründe, die er uns nicht sagen konnte, die aber die *raison de guerre* rechtfertigte. Er gab uns für uns und unsre Pferde ohne alle Kosten in unserm Wirtshause eine sauvegarde. Den Morgen ließ er uns geruhig abreiten. Da wir eine Viertelmeile von Halle waren, sahen wir einen Haufen französischer Husaren vor den Thoren der Stadt. Sie schickten uns einige Husaren entgegen. Sie waren über uns instruiert und ließen uns reiten. Wir überlegten, daß es am besten wäre, ehe die Thore geschlossen würden, gleich hinter den Franzosen her zu reiten. Dies geschah. Der Hallische Präsident Lamprecht, der diesen Überfall der Franzosen an den König berichtete, ließ in seinem Bericht einfließen, es verlautete, daß Studenten die Franzosen nach Halle gebracht hätten. Es ward Untersuchung

befohlen. Wir wurden vernommen. Wir waren unschuldig. Der Oberst hatte mit keinem Worte einmal nach der Besatzung von Halle gefragt; der Überfall war schon eher beschlossen, und bloß, daß wir ihn nicht etwa verraten sollten, hatte uns der Oberst die Nacht in Merseburg behalten. Wir waren alte Landesfinder. So wurde die Sache auf den Bericht der Universität gleich niedergeschlagen, und wir mußten jeder nur 4 Thaler an Kosten bezahlen. Im jetzigen Kriege möchte uns unsre jugendliche Unvorsichtigkeit theurer zu stehen gekommen sein.

Ich verließ nach einem dreijährigen Aufenthalt Halle ohne Bedauern mit gesundem Körper und Herzen und kehrte Ostern 1759 nach meiner Vaterstadt, die ich während der Zeit nur einmal gesehen hatte, zurück. Meine besten Freunde gingen mit mir zugleich ab. Matthijson ward Lehrer am Liebfrauenkloster; hier sah ich ihn etwas seltener. Dagegen hatte ich schon im letzten halben Jahre in Halle eine Bekanntschaft mit dem nachmaligen Herrn Ratmann Delbrück gemacht, die hier in die vertraulichste Freundschaft überging und so bis zum Tode desselben dauerte. Mit ihm, dem Kammerdirektor Neumann und Advokat Sand fing ich hier bald wieder ein Disputatorium über juristische Materien an. Des Abends blieben wir dann gemeiniglich zu einem kleinen Spiele zusammen. Durch Herrn Delbrück lernte ich den Herrn Musikdirektor Rolle kennen. Dem Umgange dieses edlen vortrefflichen Mannes habe ich viele meiner frohesten Stunden zu danken.

Bis jetzt war ich ohne Bestimmung über mein künftiges Geschäftsleben. Ich ward durch meinen Schwager, den zur hiesigen Heiligen-Geist-Kirche berufenen Pastor Silberschlag, dem Großkanzler Jariges empfohlen, der mit dem Hofe sich damals hier aufhielt. Zwei Wege standen um diese Zeit für den Juristen zur Beförderung offen. Er suchte entweder gleich das Referendariat bei der Regierung, oder er arbeitete als Kandidat ein paar Jahre

bei einem der Advokaten. Der erstere Weg war etwas langsamer, weil der Referendar nach 3—4 Jahren, wenn er im Berlinschen Examen bestand, erst cum voto angesezt und dann gemeiniglich außer der Provinz als Rat bestellt wurde, indem der König nicht gern die in demselben Ort geborenen daselbst beförderte. Zur Advokatur konnte man aber den Ort wählen und sich früher etabliren. Da ich zur Verwaltung des hiesigen Familienlebens hier in Magdeburg mich fixiren mußte und wollte, riet mir der Großkanzler selbst zur Advokatur und empfahl mich dem braven Kriminalrat Voigtel zur Anleitung in die juristische Praxis. Er ließ mir aus der Regierung ganze Stöße abgethane wichtige Prozeßacten zur Lesung geben, und hierdurch ward ich in kurzer Zeit mit dem Gange der gerichtlichen Verhandlungen bekannter als durch die gewöhnlichen einzelnen Advokaten-Diatriben, die ich jedoch nicht ganz verabsäumte. Da ich mich indessen gar nicht dringend nach einer Versorgung sehnte und keine bestimmten Geschäfte hatte, so konnte ich meinem Gange zur schönen Litteratur folgen. Ich unterließ dies auch nicht. Ich hatte schon aus Halle verschiedene Bücher mitgebracht; jezt fing ich an, meine Bibliothek zu sammeln, kaufte die besten Dichter und dichtete hin und wieder selbst einige kleine Stücke, wovon ich die mehrsten zwar verworfen, jedoch einige aufbehalten habe.

Meine wichtigste litterarische Verbindung schloß ich im Jahre 1760. Der Oberhofprediger Sack hielt sich mit dem Hofe hier auf und wohnte bei meinem Schwager Silberschlag. Hier lernte ich ihn und seinen Sohn, den jeztigen Oberkonsistorialrat Sack, kennen, der als Jüngling schon Reife des Mannes hatte und der damals Hofmeister bei einem Grafen Fink war. Dieser war in Verbindung mit dem Hause des Ministers v. Fink und dessen beiden Söhnen, wovon der ältere, der nachmalige Präsident in Küstrin, Verfasser der Arethusa ist, ein vortrefflicher Jüngling

voll Kraft und brennender Liebe für die Musen. Der jetzige Hofprediger Conrad in Berlin war sein Hofmeister. Eine Reise, die ich im Sommer 1760 mit dem Oberhofprediger Sack und dieser Gesellschaft nach dem Harz und zum Brocken machte, verschaffte mir die nähere Bekanntschaft mit ihnen. Gleim machte die Brockenreise mit uns. Der Kaufmann Bachmann war ein Freund des Sack'schen Hauses, und ich sah ihn um diese Zeit (im Sack'schen Hause) zuerst. Dieser Mann, ein Zögling von Sulzer, der sein Hofmeister war, war einer der geschmackvollsten Männer, die Magdeburg je gehabt hat. Er setzte die wichtige Band-Handlung seines Vaters fort, der über 100 000 Thaler verlassen hatte. Er las lateinische Autoren, sowie die englischen, französischen und italienischen Schriftsteller in den Grundsprachen und besaß in allen diesen Sprachen die besten in seiner außerlesenen Bibliothek selbst. Er war musikalisch und hatte durch seine Reisen auch seinen Kunstgeschmack ausgebildet. Er hatte auch selbst eine ausgeuchte Sammlung von Gemälden und Kupferstichen. Er war vom edelsten Charakter, zwar etwas kalt und ernst — er hatte sich in England gebildet — doch war er ein warmer, thätiger Freund und hatte große Weltkenntnis und die feinste Lebensart. Er lebte hier mit vielem Anstande und einem seinem großen Vermögen angemessenen geschmackvollen Aufwande. Sein Vater schon hatte die Bekanntschaft Gellerts und mehrerer unserer besten Köpfe gehabt. Er setzte sie fort und erweiterte sie. Dieser wichtige Mann, mit dem ich in der Folge Reisen zu den schönen Geistern nach Halberstadt, Braunschweig, Leipzig machte, in dessen nahe an dem meinigen liegenden Hause ich des lehrreichsten und angenehmsten Umgangs genoß, in dessen Garten am Berder ich mit Klopstock und dem Rat Küster und ihm drei der schönsten Sommerwochen wohnte, ist mir auf ewig unvergeßlich. Er heiratete und nicht glücklich. Seine Handlung kam zurück. Er verlor im

Neuvillischen Concours in Holland ansehnliche Summen, keine seiner Handelspekulationen glückte. Oft erholte er sich im Schoße der Musen. Wir haben von ihm eine Übersetzung der Thomasischen Lobrede auf den Dauphin, einige Reden des Sallust im „Greise“ und eine Marmontelsche Erzählung, eine Übersetzung der Horazischen Ode: „diffugere nives“ und einige Bearbeitungen aus dem Ossian, verschiedene Recensionen in den Magdeburgischen Litteratur-Nachrichten. Viel Theil hat er an der Sammlung der Karschinschen Gedichte. Und wie viel hätte ein solcher Mann, der erst einige dreißig Jahr war, für unsere Litteratur noch thun können? Wie viel würde er gethan haben, wenn sein Geist durch die sonderbare Verwicklung seiner Umstände hernach nicht niedergedrückt gewesen wäre? Er ging um die Jahre 1768 oder 69 nach Petersburg, um seinen Umständen aufzuhelfen, mußte dort ein ansehnliches Haus machen, verwickelte sich immer mehr und sah sich außer Stande zu zahlen. Er war der Bank schuldig und fürchtete vom Zorn des Königs, von dem er glaubte, daß er ihm nicht wohl wollte, alles. Er trug den Gedanken nicht, schrieb dem Prinzen Heinrich, seinem vorzüglichen Gönner, seinem Oheim, seiner Frau, seinen Freunden und nahm Gift. Er starb den 9. November 1776 kaum 40 Jahre alt. Ihm und Gleimen danke ich die mehrsten meiner früheren Bekanntschaften mit unseren guten Köpfen. Ich weihe seiner Asche eine dankbare Thräne.

Das Zusammentreffen dieser Männer, mit denen ich das Glück hatte in Verbindung zu kommen, konnte nicht ohne Wirkung sein. Der Buchdrucker Faber gab zu der Magdeburgischen Zeitung, die damals die Hofzeitung war und wegen der frühen Nachrichten viel gelesen wurde, alle Sonnabend eine Beilage aus unter dem Namen: „Historische und gelehrte Merkwürdigkeiten“. Von Zeit zu Zeit hatte Silberschlag und sein Kollege, der Pastor Hofmann, auch andre, eine Recension dort einrücken lassen. Ich habe selbst

darin 1761 Ramlers Cantaten und ein paar andere Sachen angezeigt. Es war aber kein bloß gelehrtes Blatt. Wir entschlossen uns also mit dem Anfang des Jahres 1762 dieses Blatt gemeinschaftlich zu schreiben, und Herr Eysenberg, jetzt Gouverneur bei der Ritterakademie, damals Hofmeister bei dem Grafen von Bork, einem Sohn des Gouverneurs des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm, gesellte sich mit seinen Eltern zu uns. Dies fixirte unsre freundschaftlichen Zusammenkünfte zu einer regulären Gesellschaft, die sich alle Mittwoch Nachmittag versammelte, und welche man hier den gelehrten Club nannte. Den Namen litterarische Gesellschaft nahm sie erst nach der unter diesem Namen an sie gerichteten Dedikation der Sturmschen geistlichen Gesänge über die Werke Gottes in der Natur von 1775 an. Die Unterhaltung war bloß litterarisch. Es ward vorgelesen, beurteilt, freundschaftlich gestritten, gescherzt. Es war viel Enthusiasmus unter uns für die schönen Wissenschaften. Eine neue Ode von Ramler war uns ein Fest; sie ward gelesen und wieder gelesen. Eine vorzügliche Gabe der Deklamation hatte der jüngere Hofprediger Sack. Im Jahre 1763 trat zu dieser Gesellschaft der Pastor Pakke, der nach des Pastors Hofmann Tode (Hofmann starb im Jahre 1761, und ich ließ auf seinen Tod eines meiner früheren Gedichte drucken) an der Heiligen-Geist-Kirche gewählt wurde. Er ward ein fleißiger Mitarbeiter an den Nachrichten zur Litteratur von 1763, lieferte aber schon zum Jahre 1762, ohne ordentliches Mitglied der Gesellschaft zu sein, zu diesem Blatte Beiträge, und da noch vor hergestelltem Frieden der Hof und mit ihm die Grafen Fink und Sack nach Berlin gingen, so mußte ich mit ihm, weil es bei der Zerstreuung der Gesellschaft oft an Manuscript fehlte, die letzten Stücke öfters allein besorgen.

Diese litterarische Gesellschaft war uns zu angenehm gewesen und hatte bei mehreren unserer Freunde zu viel an Teilnahme erregt, als daß wir sie nicht bald hätten wiederherstellen sollen. Es entstand also bald wieder eine neue Verbindung. Diese schlossen Paske und ich mit dem Rector Goldhagen, Rector Rambach auf dem Diebfrauenkloster und den dortigen Lehrern Niemann und Matthiſſon, wozu auch bald der Subrector Schulz am Dom und Prediger Els, jetzt in Ziesar, traten. Bachmann besuchte sie als altes Mitglied, war aber um diese Zeit öfter abwesend. Mein Freund Delbrück und der Prediger Wilmsen, der 1764 hierher nach Magdeburg kam, und der Dr. Kessler wurden Mitglieder. In der Folge nahmen der Prediger Sack, der hierher berufen wurde, wieder teil. Es trat dazu der Conventual Schummel, der nachmalige Propst Röttger und der Superintendent Jakobi. Sie hatte um diese Zeit viel Lebhaftigkeit. Ohne Pedantismus und ohne Vorlesung eigener Arbeiten wurde das beste und interessanteste, was heraus kam, gelesen. Bloß mit der Paskeschen Übersetzung des Tacitus ward eine Ausnahme gemacht. Ein paar Bücher von dessen Übersetzung wurden vor dem Druck gelesen und über den besten Ausdruck Vorschläge gethan. Wir feierten kleine Feste, Paske macht uns zum Mai Singstücke, Rolle komponirte sie, und sie wurden in meinem Hause mit voller Musikbegleitung aufgeführt. Eins dieser Feste fällt in den Mai 1776. An dem Pastor Sturm und Feddersen gewannen wir sehr enthusiastische Teilnehmer, der Rat Funk trat zu uns. Um das Jahr 1774 schrieb die Gesellschaft wieder die Beilage zur Magdeburgischen Zeitung unter dem Titel: Anzeige gemeinnütziger Bücher. Ich habe diese, sowie die Nachrichten zur Litteratur von 1762—63 der litterarischen Gesellschaft zum Ausbahren geschenkt. Nach und nach, und da hin und wieder Mitglieder von hier weggingen, gesellten sich die besseren Köpfe, die hier nach Magdeburg kamen, zu uns.

So wurden der Probst Quirl, der Abt Resewitz, die Prediger Rathmann, Stosch, Schulz, Bracke, Berthan, Junker, Willerding, die Oberlehrer Lorenz, Gurlith und Prediger Reinhardt aufgenommen, wozu in den neueren Zeiten Consistorialrat Nithack und die Prediger Ribbeck, Hoffmann, Lüdicke, Silberschlag, der Dr. Voigtel, Prediger Mellin und Rathmann Frize gekommen sind. Auch Basedow war bei seinem hiesigen Aufenthalt in seinen letzten Lebensjahren, sowie Göcking während seines hiesigen Aufenthalts Mitglieder. Auf kurze Zeit war es auch der damalige Regierungsrat Vangerow.

Die Haupteinrichtung der Gesellschaft ist geblieben, d. i. es wird ohne Vorlesung eigener Aufsätze über Litteratur gesprochen und zuweilen etwas interessantes Neues vorgelesen; jedoch verdrängt Politik nach dem Geschmack des Zeitalters fast alles übrige. Im Jahre 1786 fing die Gesellschaft auf meinen Vorschlag eine Lese-gesellschaft an, die noch fortgeht. Die Mitglieder schlugen Bücher dazu vor. Nach und nach gingen verschiedene ab, und die Direktion ist mir allein geblieben. Sie ist mir nicht unangenehm. Ob nun zwar jetzt selten vorgelesen wird, so ist doch das Grundgesetz festgeblieben, daß alles Spielen daraus verbannt ist. Nach verschiedenen abgeänderten Einrichtungen ist sie beständig auf dem Mittwoch Nachmittag geblieben, weshalb sie auch der Merkrebi heißt. Man versammelt sich bei den Mitgliedern nach der Reihe gegen 3 Uhr zum Kaffee. Alle ersten Mittwoche im Monat kommt die Gesellschaft auf ein freundschaftliches Abendessen von zwei Schüsseln um 5 Uhr zusammen, welches den scherzhaften Namen „die Lade“ erhalten hat. Diese Benennung ist von den Zünften genommen, die bei offener Lade monatlich ihre Angelegenheiten besprachen. Hier geschehen auch die Aufnahmen. Nach Art der spartanischen Phiditien, mit denen sie bei mehreren Ähnlichkeiten auch das gemein haben, daß, was

darin geredet wird, nicht über die Schwelle hinausgehen darf, wird über das neue vorgeschlagene Mitglied durch kleine Brotkugeln ballottirt, so daß eine runde Kugel die affirmative und eine breit gedrückte die negative Stimme bedeutet. Auswärtige Freunde, die sich zum Ton der Gesellschaft schicken, dürfen von den Mitgliedern mitgebracht werden. Im Jahre 1783 nahmen die Freunde der Mitglieder an den Abendmahlzeiten auf eine kurze Zeit teil. Sie und wir fanden uns aber bald dadurch genirt. Daher dauerte diese Teilnahme nicht lange. Ich machte darauf ein Gedicht, das in meiner ersten Sammlung von 1792 Seite 164 abgedruckt ist. Sonst hat diese Gesellschaft unter ihrem Namen nichts öffentlich in den Druck gegeben, ob sie schon von je an bedeutende Schriftsteller unter ihren Mitgliedern gehabt hat. Selbst die kritischen Blätter vom Jahre 1762 und 1774 waren namenlos, und nahmen an den letzteren wenigstens nicht alle teil. So hat sie sich auch nie als Gesellschaft vom Hofe substantiiren lassen, auch, wiewohl sie bald 50 Jahre bestanden, niemals Geseze gehabt. Man kann von ihr mit Recht sagen, was Tacitus von den alten Deutschen rühmt: plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges.

Ich habe mich bei dieser Gesellschaft länger aufgehalten und das, was sie betrifft, hier zusammen genommen, weil sie auf mich und die Erhaltung meiner Liebe zu den schönen Wissenschaften von ihrer Entstehung an bis jetzt den entscheidendsten Einfluß gehabt hat, und ich an der ersten und zweiten Stiftung den vorzüglichsten Anteil hatte. Zwar ist der Enthusiasmus für Poesie und die schöne Litteratur seit mehreren Jahren sehr gesunken. Wie Deutschland für die Musen überhaupt jetzt kälter wird, so ist es auch besonders unsre Gesellschaft geworden, die sonst für dieselben glühte. Wir lasen ehemals darin die schönsten Schauspiele und kleinere und größere Gedichte mit Entzücken. So sind z. B. die

letzten fünf Bücher des Messias, die der Pastor Sturm bogenweise aus Halle geschickt erhielt, so der ganze Oberon, die Lessingschen Schauspiele und viele andre litterarische Neuigkeiten mit warmer Teilnahme der Gesellschaft gelesen worden. Wir hatten an Sack, Pakze und Schummel vortreffliche Vorleser, und die Aufmerksamkeit der Zuhörer belohnte und befeuerte sie. Das Vorlesen ging bei der ersten Gesellschaft auch zuweilen auf ausländische Sprachen, besonders liebte man das Englische. Dies veranlaßte mich, daß ich um das Jahr 1760 bei dem hiesigen Professor Reinhardt englische Stunden nahm. Ich trieb es mit Eifer und brachte es dadurch und durch die Unterstützung meiner Freunde bald dahin, daß ich den Grandison und die Clarissa im Original las und so mich mit der englischen Litteratur bekannt machte.

Ungern riß ich mich aus dieser Verbindung im Sommer 1761, wo ich nach Berlin ging, um mich zu der Advokatur bei der hiesigen Regierung vor der großen Examinations-Commission examiniren zu lassen. Die Unabhängigkeit dieses Standes, das Ansehn, worin derselbe damals wegen einiger vorzüglich geschätzter Männer hier stand, das Beispiel mehrerer meiner damaligen Freunde, die Nothwendigkeit und mein eigener Hang hier in meiner Vaterstadt mich auf immer zu etabliren, bestimmten mich zur Wahl dieses Standes. Ich hatte bei dem Studium der schönen Wissenschaften die Rechtsgelehrtheit nicht aus den Augen gesetzt und besonders das letzte halbe Jahr bei dem Kriminalrat Voigtel sehr fleißig gearbeitet, und weil es mit Beifall eines Mannes, den ich schätzte, geschah, so hatte ich Geschmack an diesen Arbeiten gewonnen. Ich ging also ohne Furcht nach Berlin. Ich ward vom Großkanzler v. Jariges und dem Präsidenten der Examinations-Commission, dem Geheimen Tribunalrat Buchholz, an den mich der Hofprediger Sack besonders empfohlen hatte, sehr gut aufgenommen. Ich fertigte meine Proberelation, ward von den

Geheimräten Reuter und Köser examinirt, erhielt ein gutes Zeugnis und vom Großkanzler die Versicherung einer baldigen Anstellung bei der Magdeburgischen Regierung.

Da ich den ganzen Sommer meinem Berlinischen Aufenthalt gewidmet hatte und mich meine Arbeiten nur wenig beschäftigten, so fehlte es meiner Lieblingsneigung dort nicht an Nahrung und Zuwachs. Ich fand meinen Freund Steinbarth als Lehrer auf der Realschule. Er verschaffte mir eine Wohnung in dem Hause, wo Herr Wilmsen, damaliger reformirter Candidat, wohnte. Unsere Stuben lagen dicht neben einander. An ihm fand ich einen jungen Mann voll warmen Gefühls, von sehr gebildetem Geist und von vielen Kenntnissen. Wir sympathisirten in unseren Neigungen und unserer Lectüre, errichteten bald eine vertraute Freundschaft, korrespondirten nach unserer Trennung französisch, und bei seiner Versetzung nach Magdeburg erneuerten wir mit vieler Lebhaftigkeit unsern Umgang. Wir schrieben uns dort noch zuweilen. Dieser brachte mich in die Berlinische litterarische Gesellschaft, worin sich Freitag abends Ramler, Nikolai, Krause, Voß, Quanz, Agricola, Meil u. a. mehr versammelten. Ramler hatte ich schon durch Gleim kennen lernen; ich besuchte ihn öfters und hörte ihn seine Oden vorlesen. Auch in des Kirchenrat Bambergers Hause war ich bekannt, dessen Frau, Tochter des Hofpredigers Sack, zu den gebildetsten Frauen gehörte. In den Häusern des Geheimrats Buchholz und Hofrats Buchholz, dessen Tochter meinen nahen Verwandten Kriegsrat Schulz heiratete, hatte ich einige angenehme Familienverbindungen. Bei ersterem sah ich dessen schöne zweite Tochter noch im Aufblühen, die nachmals meines Freundes Bachmann Frau ward. Sie kannte und schätzte sein Verdienst nicht und legte den ersten Grund zu seinem Unglück. Ich verließ Berlin gegen Michaelis 1761 und ward den 18. August desselben Jahres auf meinen Antrag zum Regierungsadvokaten

allhier bestellt. Eine frühe Neigung zur Unabhängigkeit war ein Hauptgrund zur Wahl dieses Standes bei mir gewesen. Nach einer großen Praxis lehnte ich mich daher gar nicht. Ich konnte von eigenem Vermögen, zumal bei den damaligen außerordentlich hohen Kornpreisen, vollkommen leben. Mir kam es nur darauf an, ein nützlich Geschäft im Staate zu betreiben, und ich verwarf daher die Vorschläge, die mir von mehreren Seiten meiner Familie zum Ankaufe eines Kanonikats gethan wurden.

Ich arbeitete mit Muße und ohne Eigennuß. Ich konnte also mit allen Hilfsmitteln der juristischen Arbeiten mich genauer und umständlicher bekannt machen. Ich studirte die Rechtstheorie beständig fort, schaffte nach und nach eine außerlesene juristische Bibliothek an, machte Hellfelds Pandekten-Compendium, das mir besser als die älteren gefiel, worüber ich gehört hatte, zu meinem Handbuche, trug darin meine ganze juristisch-praktische Lectüre, ganze Bände von neuen Observationen und alle mir bekannt gewordenen Präjudicien ein und sah nicht auf die Menge der Proceffe, sondern bearbeitete die wenigen mit Sorgfalt und Treue.

Die juristische Sprache war um diese Zeit noch sehr roh und barbarisch. Ich darf sagen, daß ich hier zuerst in dem besten Ton schrieb, und ich fand in der Folge unter den jüngeren Advokaten Nachfolger. Ich habe zwar niemals schöngesteisterische Floskeln und Deklamationen in den Acten vertragen können, besonders hasste ich allen Actenwitz; aber unerträglich war mir die buntscheckige Sprache, die ellenlangen Perioden und die ermüdende Weitschweifigkeit in den Proceßschriften. Hommels und besonders Schotts Sprache nahm ich mir zum Muster. Wo ein deutsches Wort dasselbe bestimmte sagte, was das lateinische ausdrückte, gebrauchte ich das erstere. Ich verkürzte die Perioden, machte Abschnitte in der Materie und suchte verwickelte Sachen durch Präcision und licht-

volle Darstellung aufzuklären. Schon als Candidat versuchte ich in den Aufsätzen, die ich für den Kriminalrat Voigtel machte, dies einigermaßen zu thun. Er konnte es jedoch nicht gut vertragen. Da aber der Geheime Tribunalrat Germershausen in Berlin selbst gegen die in Magdeburg noch vorzüglich herrschende alte juristische Sprache sein Mißfallen äußerte, und der Ton bei dem Kammergericht hierin schon viel gebildeter war, so konnte ich meinem hiermit übereinstimmenden Geschmack in meinen eigenen Arbeiten nunmehr um so freier folgen. Dies war ein Grund mehr, warum mir mein Stand gefiel, weil ich ein freieres Feld in den verschiedenen Aufsätzen hatte, und weil im Richteramte von der besseren Sprache in den Sentenzen damals noch weit weniger Gebrauch zu machen war. Unter den hiesigen Advokaten dachte mein Freund Delbrück mit mir einstimmend und ward einer der besten juristischen Stilisten.

Mit ihm, dem jetzigen Syndikus Alsleben, Advokat Lau, Burgemeister Reiche und einigen anderen entstand bald nach meiner Rückkunft von Berlin die Dienstags-Kranzgesellschaft, die von der Zeit an bis jetzt ununterbrochen fortgedauert hat. Sie bestand anfänglich aus bloßen Mannspersonen. Es ward darin etwas Juristisches gesprochen, dann gespielt und den Abend gegessen. Nach unserer Verheirathung kamen auch die Frauen, dann die Töchter dazu. Mehrere Häuser schlossen sich an, und so besteht sie noch jetzt.

Wichtiger blieb mir immer die oben erwähnte litterarische Gesellschaft und mein Umgang mit den Mäßen. Sie verschafften mir die Bekanntschaft vieler edeln Menschen. Die Herzoglich deutsche Gesellschaft zu Helmstädt schickte mir im September 1761 das Diplom zum Ehrenmitglied derselben, und im Mai 176. ward ich von der Anhaltischen Deutschen Gesellschaft gleichfalls aufgenommen. Inniger ward meine Verbindung mit Pakze. Dieser Mann, ein

feuriger, strebsamer Geist, der für die schönen Wissenschaften sehr warm fühlte, schloß sich bei seiner Hierherkunft gleich sehr enge an mich an. Wir theilten uns alles in diesem Fache mit. Er las mir seine Arbeiten oft vor dem Druck vor, besonders zog er mich bei seinen Übersetzungen aus dem Französischen zu Räte. Mit Goldhagen fing er im Jahre 1763 die Wochenschrift „Der Greis“ an. Ersterer lieferte ihm Übersetzungen aus den Alten. Pagke aber webte alles in seinen Ton ein und machte bei weitem das mehrste. Ich gab mehr Rat, als daß ich selbst oft mit Hand angelegt hätte. Überhaupt habe ich immer mehr zu der verzehrenden als produktiven Klasse der Geschöpfe im litterarischen Fache gehört. Eine gewisse mir immer vorschwebende hohe Idee von Vollkommenheit, die ich zu erreichen in mir nicht Kraft oder Stimmung genug fühlte, und ein durch die Litteraturbriefe befestigter Haß gegen alles Unreife und Mittelmäßige hat mich immer furchtsam gemacht und von eigenen Arbeiten zurückgehalten. In meinen männlichen Jahren häuften sich überdem meine Amtsgeschäfte. Sie waren mit den Spielen der Musen zu heterogen, als daß sie mich zu diesen nicht hätten verstimmen sollen. Abgebrochen habe ich nie gern gearbeitet. Ich hielt mich also bloß an die Lectüre. Pläne und Skizzen habe ich hingeworfen. Die Jahre, wo der Geist volle Kraft und die Imagination ihr Feuer hat, sind vorüber. Ob ich davon noch etwas ausführen werde, steht dahin. Aus Gewinnsucht und Ruhmbegier habe ich nie gearbeitet. Zwei mächtige Motive zur Autorschaft fehlten mir also. Doch sind einige Poesien von mir und etwa sechs prosaische Stücke, meistens Übersetzungen, von mir im Greise. Mehr habe ich durch Rat und freundschaftliche Kritik beigetragen. Zu letzterer hatte ich überhaupt mehr Neigung; daher ich auch an den schon oben erwähnten Nachrichten zur Litteratur als ordentlicher Mitarbeiter teilnahm. Diese zog mir mit dem Regierungsrat Lichtwer

einen Streit zu. Ich hatte die Recension seiner Fabeln nach der Ramlerschen Ausgabe gemacht und letztere gelobt. Ich hatte hier geäußert, daß die Herausgeber sich um ihn wirklich verdient gemacht hätten, weil so vielen vortrefflichen Fabeln zuweilen andere, schlechtere eingemischt wären, woran man die Gottschedsche Schule noch erkenne, woraus Herr Lichtwer gekommen sei. Dieser beschwerte sich in dem Altonaer Reichspostreiter bitter über diese Recension. Ich antwortete kurz und bescheiden darauf, und hierbei hatte es sein Bewenden. Aber dieser unbedeutende Streit hatte eine lustige Scene mit Gottsched zur Folge. Ich war ein Jahr darauf in Leipzig. Ich ging mit dem Kriegsrat Schulz auf dem Markte. Uns kam ein langer Mann entgegen, es war Gottsched. Der Herr Rat Schulz, der mir eine Art Relief bei ihm geben wollte und von dieser Recension nichts wußte, stellte mich ihm als den Verfasser der Magdeburgischen Litteratur-Nachrichten vor. Gottsched maß mich mit großen Augen und fuhr mit den Worten auf mich zu: Ich habe keine Schule, ich habe die Schule des Plato, des Aristoteles, und es ist schlecht, so etwas von mir in die Welt hinzuschreiben. Seine Hitze gab mir Zeit mich zu fassen. Ich versicherte ihn, daß, wenn Herr Rat Schulz mich für einen Mitarbeiter an der Magdeburgischen Litteratur-Zeitung ausgegeben, er solches nur aus der Verbindung geschlossen hätte, worin ich mit den Verfassern stände, ich selbst aber die Verdienste, die er um die deutsche Sprache und Litteratur hätte, nicht verkannte. Ich häufte die Weihrauchkörner nicht wenig, die ich ihm streute, und es war ein lieblicher Dampf in seiner Nase. Er schüttelte mir kräftig die Hand und bat mich, ihn zu besuchen. Ich hütete mich wohl davor.

In diese Zeit 1764 fällt die oben schon erwähnte Zusammenwohnung mit Klopstock, den ich schon vorher in Halberstadt bei Gleim hatte kennen lernen, im Bachmannschen Garten am Werder.

Über den Gartenjaal, wo er schlief, haben die nachmaligen Besitzer Esche und Plenzes seinen Namen mit goldenen Buchstaben auf meinen Vorschlag setzen lassen. Er las uns hier seinen Salomo im Manuscript und viele Auferstehungs-scenen aus den ungedruckten Gefängen des Messias vor, arbeitete auch, weil er ein Frühaufsteher war, manches in den letzten Gefängen, welches er uns oft mit dem Enthusiasmus des ersten Entstehens vorlas. Um diese Zeit hielt sich der große König Friedrich einige Tage in Magdeburg auf. Klopstock sah ihn auf dem Domplatze unter einer Menge Zuschauer. Ob er schon gegen ihn wegen der Nichtachtung der deutschen Mufen eingenommen war, so drang ihm doch Friedrichs großer Geist und sein Heldenleben Bewunderung auf. Der siebenjährige Krieg war noch nicht lange geendet, von dem er in einer seiner Oden sagt: Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei, so dacht' ich sonst, wie Herkules Friedrich die Keule führte, von Europas Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen. Er stand kaum zwei Schritt ziemlich vorne von ihm, während der König mit einem der Generale sprach. Klopstock sah ihn unverwandt an. Nennen Sie mir, sagte eine geistreiche Frau, Madame Hachsmann, zu mir, noch einen Platz auf der Welt, wo zwei so unsterbliche Männer beieinander stehen.

Mein Umgang mit Bachmann brachte mich häufig mit dem Musikdirector Rolke in Gesellschaft. Dieser war oft im Bachmannschen Hause und schon in früheren Zeiten ein Freund desselben gewesen. Bachmann hatte einen vortrefflichen englischen Flügel. Rolke spielte uns oft von seinen Kompositionen darauf vor, setzte auch damals zum Clavier die Scenen aus dem Messias von Cidli. Dies gab die Gelegenheit zur Veranstaltung eines öffentlichen größeren Concerts unter Rolkes Direction. Bachmann, ich und der Kaufmann Gleim, Bruder des Dichters, wirkten jeder in seinem Kreise. So kam 1764 hier das erste öffentliche Concert

zu Stande, woran alle gesitteten Stände der Stadt ohne Unterschied zwischen Adel und Bürgerstand teilnahmen, eine Mischung, die unter dem sonst braven General und Gouverneur v. Salbern, dessen schwächere Seite doch übertriebener Adelsstolz war, allerdings wichtig und eine Hauptveranlassung ward, daß dieser Unterschied zwischen beiden Ständen in der Folge in den gesellschaftlichen Circeln mehr und mehr verschwand. Pakken veranlaßte ich Herrn Rolke einige bessere Texte zur Composition zu machen. Er fing mit den Göttern und Musen zum Geburtstag des Königs 1765 an. Er theilte mir und Bachmann dies Stück mit, und ich besitze noch eine schriftliche sehr feine und scharfsinnige Kritik des letzteren mit Vorschlägen zu Besserungen, wovon Pakke Gebrauch machte. Nachher verfertigte Pakke seine folgenden Dramen Idamont, Drest und Phylades, Abels Tod usw. Er besprach sich mit mir oft über den Plan und legte mir seine Arbeit zur Kritik vor. Dies Concert und die vortrefflichen Compositionen Rolkes, die das Publikum kennt, fanden allgemeinen Beifall. Der Saal war fast immer gedrängt voll. Rolkes großes Talent, sein Ansehn bei dem Orchester und die Aufmerksamkeit der Spieler und Zuhörer machten die Execution auch bei mittelmäßiger Instrumentalbegleitung und bei schwächeren Stimmen so befriedigend, daß fremde Zuhörer es bewunderten, wie Rolke den Effect hervorbringen konnte. In der Folge machte ich Herrn Rolke Niemeyers Bekanntschaft. Dieses ward auch für das Publikum dadurch wichtig, daß Niemeyer für Rolke seine bekannten vortrefflichen Dramen dichtete und ihn dadurch neu begeisterte. Rolke führte sie mit dem ausgezeichnetsten Beifall in diesen bis an seinen Tod fortdauernden Concerten auf. Diese Concerte sind von seinem Nachfolger Zachariae, einem Manne von vielem Genie, bald auf Rolkens Concertsaale, bald im Freimaurerhause fortgesetzt, jedoch bei weitem nicht mit dem Enthusiasmus, der

das Orchester und das Auditorium unter Rollen belebte. Ich verlor an Rollen einen Freund meiner früheren und späteren Jahre, dem ich viele frohe Stunden verdanke. Ich veranlaßte mit meinen Freunden ein Totenopfer für ihn, wozu Niemeyer den Text, Zachariä die Komposition machte. Die Entreegelder, die ein ihn ehrendes Publikum dankbar entrichtete und die ein paar hundert Thaler betrugen, erhielt seine Witwe. Eine Skizze seines Lebens und Charakters von meiner Hand ist im Merkur (Monat Junius, Jahrgang 1787) eingerückt.

Außer diesen literarischen und musikalischen Verbindungen hatte ich in einigen guten Häusern Bekanntschaft. Ich erhielt mich in solchen, weil ich mich niemals aufdrang und durch zu häufige Besuche nicht lästig wurde, auch nie von einem Hause in das andre trug, und wenn das Gespräch sich auf Abwesende wendete, nur immer die bessere Seite hervorzog, weshalb man mich oft scherzhaft l'avocat des absents nannte. Zu den angenehmen Häusern rechne ich besonders das Schwarzkische Haus. In dieses hatte der alte Oberhofprediger Sack, da er hier im Jahre 1740 Prediger war, schon einen guten Ton eingeführt, während der reichstädtische steife Ton noch in den mehrsten Häusern herrschte. Im Schwarzkischen Garten auf dem Werder, dem jetzigen Schmagerschen, versammelte sich zur Zeit des siebenjährigen Krieges alle Sonntage Nachmittag eine ausgesuchte Gesellschaft. Die mehrsten Glieder der litterarischen Gesellschaft nahmen hieran teil. In diesem Garten war es, wo mehrere Jahre hernach die Zusammenkunft zwischen Sack, Spalding und Semmler geschah, der man weiß Gott welche geheime Absicht unterlegte. Ich war darin gegenwärtig und weiß, daß es bloß Zufall, und das Gespräch eine ganz unschuldige litterarische, wiewohl sehr interessante Unterhaltung war. Übrigens besuchte ich wegen meiner immer fortdauernden Liebe zum Französischen

oft die französische Kirche und manche Gesellschaften der hiesigen französischen Kolonie und ihrer Prediger. Kleinere Gartenpartien ausgenommen, besuchte ich niemals öffentliche Häuser. Theils waren die Gesellschaften darin zu gemischt, und nie war das Spiel bei mir Leidenschaft, theils konnten dergleichen Gesellschaften mir niemals Bedürfnis werden, weil ich in der Lectüre beständig eine schöne Ressource hatte.

Eine kleine Reise, die ich im Januar 1766 mit meinem Oheim, dem Regierungsrat Calvisius, zum Kloster Althaldensleben that, machte mir die Bekanntschaft des Oberbürgermeisters Schulke in Neuhaltdensleben. Gemeinschaftliche Liebe zu den Mäusen hat eine geheime Magie, wodurch sich zwei Menschen, welche diese Liebe entflammt, gegenseitig angezogen fühlen. Ich nenne dies die Freimaurerei schöner Seelen. Schulke und ich sahen uns zum erstenmal. Wir wechselten wenige Worte miteinander und fühlten uns durch unsern Geschmack und unsre Neigungen sofort im Einklang. Die schönste Harmonie unter uns entsprang daraus. Schulke hatte seinen Geschmack durch Dichterlectüre und besonders durch die Litteraturbriefe wie ich gebildet. Er verband mit dem feinsten Gefühl die lebhafteste Imagination. Er hatte etwas Frappantes in seiner Vorstellungsart und drückte alles in einer eigenen kräftigen Sprache aus. Youngs und Gerstenbergs Poesien hatten besonders auf ihn gewirkt. Durch diese Richtung war bei ihm ein eigentümlicher Geschmack entstanden, der mit der liebenswürdigsten Schwärmerei und dem hohen Fluge der Einbildungskraft die Politur und Grazie seiner Gefühle verband. Er war ein sehr aufmerksamer Beobachter; daher faßte er immer die scharfe und oft neue Seite der Gegenstände. Eine außerordentliche Gabe der Darstellung gab seinen Erzählungen eine Lebhaftigkeit und ein Interesse, welches sie äußerst unterhaltend machte. Die größten Kleinigkeiten wußte er wichtig zu

machen und sich aus ihnen eine Fülle von Freuden zu schaffen. Er war daher der angenehmste Gesellschafter. Ein mit Wahl gemachter Auszug aus seinen Briefen, die ich 20 Jahre lang und in der ersten Zeit sehr fleißig mit ihm wechselte, und die wir von der lebhafteren Periode unserer Bekanntschaft zusammengebracht haben, würde dieses Urteil bestätigen, wiewohl er durch die Lebhaftigkeit des mündlichen Vortrags noch gewann. Eins seiner Gedichte, „die Lerche“, sowie Gleims Gedicht an ihn, ist gedruckt. Noch einige schönere, sagte er mir, hätte er kassirt. Er lebte in der Folge ganz den Geschäften und seinem einsamen Hause. Seine Lectüre ward mehr theologisch. In andern weniger eingeschränkten Verbindungen würde er besonders im Fache der Erzählungen oder im Romanischen Ton sicher einer der originellsten und unterhaltendsten Schriftsteller Deutschlands geworden sein. Ich machte ihm Gleims, Jakobis, Michaelis und Bachmanns Bekanntschaft. Daraus entstanden Feste der Freundschaft, die mehrere Jahre alle Sommer abwechselnd hier in Magdeburg, in Haldenleben, Halberstadt und Ammendorf, wo der Amtsrat Rosinus, der älteste Freund Schulzens, ein Mann von Lectüre und Geschmack, wohnte, den Mäusen gefeiert wurden. Auch mit Patke, Delbrück und Sturm besuchte ich ihn öfters. Ich habe von meinem Freund Schulze in der vergangenen Zeit gesprochen; er lebt aber noch, doch lebt er nicht mehr den Mäusen und der Freundschaft. Er verläßt ungern sein Haus und bleibt keine Nacht aus demselben, sieht auch jetzt keine Freunde darin. Diese Metamorphose schreibe ich nicht ihm und seinem Herzen zu; nicht jeder kann in häuslichen Verbindungen dieser Stimme folgen.

Bald nachdem meine praktischen Geschäfte in Gang kamen, wünschten meine Verwandten, daß ich auf eine Heirat dächte, welches sie um so nötiger hielten, da meine beiden lebenden Vettern unverheiratet waren, keine Neigung zur Heirat äußerten und die

Lehngüter bei dem Abgang des Mannesstammes damals noch an den König gefallen sein würden. Mein Schwager Silberschlag glaubte diese Verheirathung dadurch zu befördern, daß er mir durch den Regierungspräsidenten v. Abensleben und den Großkanzler Zariges im Jahr 1765 den Charakter als Königlich Hofrat verschaffte. Ich ließ mir dies gefallen, obwohl ich immer von Rang und Titelsucht entfernt gewesen bin. Häusliche Glückseligkeit habe ich stets für das vorzüglichste Glück des Lebens gehalten. Nur die Wahl einer Gattin, mit welcher ich solches Glück sicher zu finden glaubte, ward mir schwer. Als Freund der Musen und Grazien habe ich jederzeit eine vorzügliche Neigung zu ihren irdischen Schwestern gehabt. Ich kannte manches liebe schöne Mädchen, ich war von manchen nicht ungern gesehen und hatte viele süße Stunden in ihrem Umgange. Nie mißbrauchte ich ihr Vertrauen und, dank sei es den feinen Empfindungen, die mir die Musen einflößten, ich habe mir keine einzige Verführung, keine gröbere Ausschweifung der Wollust vorzuwerfen. Von einer Gattin forderte ich aber mehr als Schönheit und Befriedigung der Sinne. Die Regel des Verfassers des Buches über die Ehe: Heirate nie die Schönste der Stadt, war schon vor der Ausgabe des Buches als eine goldene Regel mir eingeprägt. Vorzüglich fürchtete ich große Familienverbindungen. Sieh auf die Mutter bei der Wahl deiner Gattin, sagt der jetzt genannte Schriftsteller. Dies leitete mich. Der Regierungsrat Reimers lebte mit seiner vortrefflichen Gattin und einer einzigen Tochter hier in stiller Häuslichkeit. Schwer war der Zugang zu ihnen; ich fand ihn durch den Pastor Silberschlag und den Abt Häse, beinahe den einzigen, der mit diesem Hause in Verbindung stand. Durch ihn machte ich daselbst Bekanntschaft, meine Anwerbung glückte, und ich vollzog meine Verbindung den 4. August 1767.

Unter den vielen Wohlthaten, womit der Himmel mein Erdenleben beglückt hat, rechne ich meine Gattin und die mit ihr ge-

führte Ehe für den höchsten Segen. Agnes Charlotte Reimers, meine Gattin, war nicht schön. Sie war klein und etwas verwachsen, welches man jedoch, wenn man bei ihr die Seele im Antlitz, Sprache und Blick sah, bald vergaß. Sie hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, wußte, außer den wirtschaftlichen und weiblichen Kenntnissen, viel Geographie und Geschichte, schrieb eine vortreffliche Hand und rechnete sehr gut. Dies war ihr kleineres Verdienst. Eine frühe Gewöhnung und Liebe zur Ordnung, ihr häuslicher Fleiß und ihre Wirtschaftsbeforgung, ihr allgemeiner Blick auf das ganze Hauswesen, ihre beständige Heiterkeit auch unter nachmaliger Kränklichkeit, ihre immer offene Freundlichkeit gegen jedermann und besonders die Freunde ihres Mannes, ihre innige Liebe zu ihm, die Abwendung alles Verdrußes von ihm, die Überrechnung seiner Einnahmen und Ausgaben, soweit es nicht Amtsgebühren betraf, und die genaue und musterhafte Rechnung, die sie darüber führte, ihre Aufsicht auf die Kinder und vor allem ihre prunklose und ungeheuchelte Frömmigkeit und Religiosität machten sie zum Muster einer guten Ehegattin. Alle meine Freunde liebten sie; sie störte nie eine gesellschaftliche Freude, sondern beförderte sie. Geräusch und große Gesellschaften liebte sie nicht; aber kleine Cirkel, die sie gern um sich versammelte und gern recht fröhlich in ihrem Hause sah, waren ihr eine angenehme Gesellschaft. Überhaupt hing sie sehr an ihrem Hause. Meine Freunde, wenn sie mich nicht trafen, konnten gewiß darauf rechnen, sie zu finden. Ein englischer Schriftsteller sagt: „Ein Haus, wovon die Frau abwesend ist, ist ein Körper ohne Seele, der bald in Verderben übergeht. Eine Frau außer ihrem Hause verliert ihren größten Glanz, und ihres wahren Schmuckes beraubt, erscheint sie nie in ihrem rechten Anstande.“ So war auch mein Haus der Schauplatz, wo meine Gattin am meisten glänzte, und welches sie nahe an 25 Jahre beglückte.

Ich kaufte dies Haus kurz nach meiner Verlobung. Die Lage am Fürstenwall und die Nachbarschaft meines Freundes Bachmann, dessen Haus zwei Häuser davon lag, reizte mich dazu. Ich baute besonders das Seitengebäude aus und hatte nun eine bequeme und angenehme Wohnung. Die Liebe machte es zum Paradiese. Meine Frau machte mir schon im ersten Jahre unserer Ehe Hoffnung zu einem Erben. Sie verlor sich zu unserer großen Betrübnis, und meine Frau ward am 16. März 1768 von einem unzeitigen Sohne entbunden. Kein volles Jahr verfloß, da sie mir meine erste Tochter, meine Wilhelmine brachte; sie ward am 15. Februar 1769 geboren. Sie war anfänglich nicht ganz willkommen, weil meine Frau des Lehns wegen auf einen Sohn rechnete, und diese Tochter ward und ist noch die Quelle tausendfacher Freuden. Den 14. März 1770 ward mein erster Sohn Friedrich geboren. Den 26. März 1771 folgte ein zweiter Sohn Anton. Gott hat diese Kinder groß werden lassen, und sie machen mir die besten Hoffnungen. Den 16. März 1772 kam meine Frau mit einem toten Sohne nieder. Darüber fiel sie in eine große längere Krankheit, die ihrem Leben drohte. Dieser Winter ward mir der schmerzhafteste meines Lebens. Sie erholte sich und schenkte mir den 19. Oktober 1774 noch einen Sohn Arend, der zwei Monate alt wurde. Den 26. September 1775 wurde meine Tochter Charlotte geboren; auch sie eröffnet mir die froheste Aussicht in die Zukunft. Drei unglückliche Wochenbetten folgten nun, bis den 6. Mai 1782, wo wieder ein Sohn Arndt geboren ward. Diese Geburt war sehr glücklich, und der Kleine ward der Liebling beider Eltern. Er starb etwas über ein Jahr alt, wahrscheinlich aus Verfütterung der Wärterin. Über diesen Tod hat sich meine Frau nie zufrieden geben können. Von der Zeit an verließ sie ihre Heiterkeit merklich, und ihr sonst unter den größten Leiden unerschütterlicher Mut wankte.

Sie ward mißtrauischer und empfindlich und kränkelte mehr. Zwar ward nachher noch eine Tochter Arentine geboren. Sie ward aber nur wenige Wochen alt und war kein Ersatz für unsern Verlust. Um meine Frau aufzuheitern, kaufte ich 1790 den Garten an der Sudenburg. Sie liebte die schöne Natur und war sehr empfänglich für ländliche Freuden. Dieser Ankauf eines Gartens, der ein zur Wohnung eingerichtetes geräumiges Gartenhaus hatte, und wo sie die Bequemlichkeit der Stadt mit der Freiheit des Landes verbinden konnte, war für sie hohe Glückseligkeit. Sie hat mir gesagt, daß sie nach der Geburt ihres ersten Sohnes Friedrich und ihres zweiten Arndt in ihrer Ehe nie eine größere Freude gehabt als die über den Ankauf dieses Gartens. Hier lebte und webte sie die ersten Sommer beständig und kam nur abwechselnd zur Stadt, und ich wohnte mit ihr dort. Ihre geschwächte Gesundheit ward auch wirklich besser; doch hatte sie bei ihren öfteren unglücklichen Wochenbetten zu viel gelitten, um sich ganz zu erholen. Ohne ihren guten Mut und ohne gute medicinische Behandlung hätte sie schon früher unterliegen müssen. Sie ward zuletzt sehr engbrüstig, die kleinste Bewegung ward ihr sauer; doch blieb sie außer Bette und setzte ihre häusliche Beschäftigung fort. Die Engbrüstigkeit stieg zuweilen zum Ersticken, doch war sie abwechselnd munterer und fühlte keinen Schmerz. Den 17. September 1791 abends befand sie sich schwächer, doch schien sie nach Mitternacht einige Ruhe zu bekommen; sie bat mich dringend, mich zu Bett zu legen. Meinen Sohn ließ ich bei ihr. Gegen Morgen hörte er sie röcheln. Er rief mich. Ich hörte sie noch ein paarmal schwer Athem holen, und sie starb den 18. September 1791, wie sie immer gewünscht hatte, schnell und ohne ein langwieriges Krankenlager in meinen Armen. Ich ließ sie nach ihrer öfteren Bitte fünf Tage lang über der Erde stehen, den Sarg vor dem Wegtragen nochmals

öffnen und erst, da die Zeichen der Verwesung merklich waren, sie in das Erbbegräbniß in der Ulrichskirche die Nacht zur Ruhe bringen. Ich folgte mit meinen Söhnen ihrer Leiche, wie sie das gewünscht hatte, mir der sauerste Weg, den ich je in meinem Leben gethan habe. Ich muß hier abbrechen, meine Erinnerung wacht zu lebhaft auf. Jahre haben sie schwächen, aber nie aufheben können; oft bricht sie wie ein gedämmter Strom desto stärker hervor. Thränen hindern mich fortzuschreiben. — Ich habe dasjenige, was meine Gattin und mein häusliches Glück mit ihr betrifft, bis zu ihrem Tode zusammengefaßt.

Ich füge zu diesen Familien-Nachrichten hier noch hinzu, daß meine Mutter 1789 im 80. Jahr und mein Schwiegervater H. H. Reimers 1793 im 78. Jahr seines Lebens verstarben, und hole nur noch etwas über die Erziehung meiner Kinder nach. Meine Frau dachte hierin mit mir gleichförmig. Wir sind nie darin sehr ängstlich gewesen. Meine darüber gemachten Beobachtungen haben mich gelehrt, daß die sorgfältigste Erziehung oft am ersten verunglückt ist. Ich glaube, die beste Erziehung ist die negative. Man muß Kinder sich selbst mehr überlassen als beständig in sie hinein predigen und sie immer gängeln und modeln wollen. Hat man einmal befohlen oder verboten, so erleichtert man durch frühe Gewöhnung zum Gehorsam sich sehr die Arbeit. Aus dem Räsonniren mit Kindern kommt nichts heraus; sie fassen es selten oder verstecken ihre Leidenschaften hinter den Widersprüchen. Gute Grundsätze zeitig und unmerklich in Übung verwandelt, führen vielleicht am sichersten zu guter Bildung. Es gibt Ausnahmen, und unendlich viel thut der Zufall. Meine älteste Tochter Wilhelmine bestätigt indessen diese Theorie. Sie ist in der Kindheit vielleicht etwas schärfer gehalten, als es nötig war, sie ward aber ein von allen geliebtes Mädchen und ist jetzt die glücklichste Ehefrau. Ich habe einen besonderen Aufsatz über

ihre Erziehung und ihren Charakter entworfen, der hier in der Anlage beigelegt ist; ich sage also hierüber nichts weiter. Mit ihrer Bildung habe ich mich am meisten abgegeben, und ihr heller Kopf, ihre Lernbegierde und der gute Erfolg belebten und belohnten meine Bemühung.

Ich will hier nur etwas über die (häuslichen) Concerte sagen, die durch sie im Jahre 1779 in meinem Hause entstanden. Aus meiner eigenen Erfahrung belehrt, wie gut es ist, die Musik früh anzufangen und durch viele Übung Noten lesen zu lernen, brauchte ich meine Tochter nach dem Unterrichte von zwei Jahren zum Spielen der Klavierconcerte. Die gute Methode ihres Lehrmeisters Zachariae, meine eigene Neigung mir etwas vorspielen zu lassen, wodurch sie in beständiger Übung erhalten ward, die Unterstützung meiner würdigen Freunde Sanders und Feska, die sie beständig mit Musikalien versorgten, brachten sie bald weiter, als es in diesen Jahren gewöhnlich ist. Hieraus entstanden kleine häusliche Concerte, wo anfangs Zachariae, Feska und Junker, die Gebrüder Cuno und Nordmann die begleitenden Instrumente zu dem Flügelconcert spielten. Zur Begleitung der Sinfonien lernte meine Tochter den Generalbaß, den sie auch nachher unbeziffert zu spielen sich die Fertigkeit erwarb. Rolle nahm zuweilen teil an diesen kleinen Übungen. Er führte in meinem Hause die Riemeyerschen Dramen Abraham und Lazarus mit voller Begleitung auf. In der Folge vermehrten wir die Begleitung unserer Clavierconcerte noch durch Webers, des Stadtmusikus, Contraviolon und Mires Teilnahme. Wir blieben den Abend freundschaftlich zusammen, und gemeiniglich wurden 8 bis 9 größere Partien gemacht, wo meine Tochter manchen Abend 3 Concerte spielte.

Dieser musikalische Zeitpunkt gab meinem Hause ein neues Leben. Mancher fremde hier durchreisende Musiker, z. B. Hiller, Wolf, Schulz und andere, und verschiedene meiner Freunde als

Liebhaber nahmen daran teil. Das dauerte bis ins Jahr 1786, wo meine Wilhelmine den Professor Niemeyer heiratete. Diesen edeln Mann kannte ich schon seit 1774. Auch uns verband zuerst die gemeinsame Liebe zu den Mäusen. Ich war mit ihm im Briefwechsel und freundschaftlichem Umgang. Seine musikalischen Gedichte, die er für Rolle arbeitete, und die hiesigen Aufführungen sowohl als seine freundschaftliche Zuneigung zu meinem Hause führten uns oft zusammen. Ich machte mit ihm eine angenehme Reise nach Brandenburg und nach Kefam zum Herrn v. Rochow. Er kannte meine Tochter früh und knüpfte, nachdem er Professor geworden, das jetzige glückliche Band mit ihr. So schwer mir die Trennung von einer so geliebten Tochter besonders im Anfange ward, so preiße ich doch gerührt die Vorsicht, die ihr Schicksal in den Armen eines so würdigen Mannes so glücklich gemacht hat.

Mit der Entfernung meiner Tochter von Magdeburg verlor sich auch meine musikalische Neigung. Jetzt, da meine Tochter Charlotte durch ihre angenehme Stimme und durch die Singung kleiner Clavierlieder, die sie sich selbst oder mein Sohn ihr begleitet, mir manche angenehme Unterhaltung macht, wacht sie etwas wieder auf, doch hat sie lange die vorige Lebhaftigkeit nicht mehr und geht bloß auf den Gesang, der doch wieder Gelegenheit zu einer anderen Art von musikalischer Vergnügung gegeben hat. Ich habe mich jetzt von allen großen Gesellschaften und Brunkmahlen zurückgezogen; dagegen liebe ich kleine trauliche Cirkel, die nicht weit über die Zahl der Mäusen hinausgehen müssen. Wir versammeln uns um einen runden Tisch bei ein paar freundschaftlichen Schüsseln. Ich habe nicht gern doppelte Gespräche an einem Tisch. Nichts verbindet aber zur gemeinschaftlichen Unterhaltung so stark als Gesang. Daher wird zum Dessert gesungen. Hierzu trägt meine Tochter Charlotte und Herr Pastor Koch,

ein sehr musikalischer Kopf und sehr angenehmer Gesellschafter, als Vorsänger das meiste bei. Ich habe zu diesem runden Tisch vom Jahre 1790 an alle meine für Freunde gedruckten Skolien gemacht; Zachariae hat sie komponirt. Die Gesangbücher werden herumgereicht, den Flügel dazu spielt mein Sohn, und so erheben wir das, was an sich kein dichterisches Verdienst hat, zum Zweck der Dichtkunst: zur Verbreitung gesellschaftlicher weiser Fröhlichkeit.

Diese früheren Privatconcerte, die besonders in den letzten Jahren vor meiner Tochter Verheirathung auch in anderen Häusern einiger Freunde gehalten wurden, meine Lectüre der besten Zeitschriften und neueren Producte waren mir die angenehmste Erholung von meinen Amtsgeschäften. Diese hatten mir das Zutrauen mancher schätzbaren Familien der Provinz erworben, und sie belohnten meine processualischen Arbeiten für sie oft reichlicher als ich es erwarten durfte. Süßere Belohnung war mir doch die Thräne des Danks, welche die gerettete Unschuld und mancher durch mich geschützte Name mir weinte. Als daher bald nach meiner Verheirathung der Präsident v. Alvensleben, ein Freund meines Schwiegervaters, mir vorschlug, sich bei dem Großkanzler, bei dem er viel vermochte, für eine Regierungsratsstelle zu verwenden, so lehnte ich es ab. Ich war damals in den besten Geschäftsverbindungen und liebte meine Arbeit und Unabhängigkeit. Und bei dem abermaligen Antrag desselben zu einer Assistentenratsstelle zur Zeit der letzten Justizreform im Jahre 1780 hatte ich schon den Plan gemacht, mich nach und nach von der Regierung zurückzuziehen. Ich wartete also die Veränderung ruhig ab. Ich hatte schon im Jahre 1766 das Syndikat des Stifts Pauli und Petri in der Neustadt erhalten. Im Jahre 1776 trug mir der Kriminalrat Voigtel das Wolmirstedtsche Justitiariat an, und ich übernahm es, um auch eine Richterstelle zu versehen und nicht ganz ohne

Geschäfte zu sein, wenn ich mich von der Proceßbetreibung losmachen würde. Aus eben der Ursache übernahm ich das Syndikat des Klosters U. L. Frauen 1785, an dessen Spitze der würdige Probst Röttger, mein älterer litterarischer Freund, stand. Dagegen lehnte ich das Klosterbergische Justitiariat ab, das mir der Abt Resewitz nach Delbrücks Tode antrug, um in meinen späteren Jahren mich nicht zu überhäufen und mir selbst und den Mäusen noch zu leben. Ich legte daher auch, sobald ich noch ein paar Familienproceße beendet hatte, das bloß hierzu übernommene Justizkommissariat nieder.

Jetzt nutzte ich meine mehrere Freiheit, mich mit den Mäusen näher zu verbinden. Die ländliche Einsamkeit meines Sudenburger Gartens knüpfte dies Band enger. Ich hatte schon bei Göckings hiesigem Aufenthalt und Umgange, wodurch meine Muse mehr Lebhaftigkeit erhielt, im Jahre 1787 einige jugendliche, ältere und hin und wieder im Lauf der Zeit entstandene Poesien hervorgesucht, sie ein wenig geßilt und ihm zur Kritik zugesandt. Diese und einige andere Papiere nahm ich wieder vor, vollendete einige hingeworfene Skizzen, vertilgte das ganz schlechte, suchte aus meiner französischen, englischen und italienischen Dichterlectüre diese und jene schöne Stelle auf und bearbeitete sie in meiner Manier. Hierzu kam mir meine Bibliothek zu statten. Ich habe von meiner früheren Bücherliebhaberei oben gesprochen. Ich hatte von Zeit zu Zeit die besten Bücher im Fach der schönen Wissenschaften teils neu, teils auf Auctionen gekauft. Ich sonderte von Jahr zu Jahr die schlechteren und älteren aus, um die Zahl nicht zu sehr zu häufen und ging mit dem Geschmacß des Jahrhunderts fort. Besonders suchte ich das Fach der Dichter und vorzüglich der deutschen vollständiger zu machen, worin ich von Opiß an die besten besitze. So ist meine Büchersammlung mit Ausschluß einer sehr gewählten juristischen Bibliothek jetzt auf

4000 Bände gestiegen. Hier habe ich oft, ermüdet von Geräusch und Geschäften, viele der glücklichsten Stunden meines Lebens gelebt und vom Geiste der besten älteren und neueren Schriftsteller den meinigen genährt. Manche mir gefallende Stelle, die ich angezeichnet hatte, reizte mich zum Versuch der Übersetzung. Dies war der Anfang meiner neueren poetischen Laune. Hierauf machte ich manches Neue dazu, dichtete besonders zu den schönen traulichen Mahlen in meinem Garten einige Skolien, und so entstand ohne Plan eine Menge kleiner Gedichte, wovon ich einige meinen Freunden zuweilen vorlas.

Zachariae, der Rolles Musikdirektorstelle erhalten hatte, bat mich um einen Text zu einem zu setzenden Kirchenstücke. Ich machte ihn; es waren nur ein paar Arien und Recitative und ein Chor. Dies und meine damalige dichterische Stimmung brachte mich nachgehends auf die Idee ein größeres Singstück zu verfertigen. Mein Plan war anfangs bloß auf ein Kirchenstück gerichtet. Mich trieb nichts, weil an die Composition nicht gedacht wurde. So erweiterte ich es nach und nach, bis ich, veranlaßt durch Schulzens Composition der Chöre in der *Uthalia*, auf die Idee fiel, meinem Stücke die Form zu geben, die es jetzt hat, und worüber ich mich in dem gedruckten Vorberichte der Sammlung erklärt habe. Meine Freunde Sander, Röttger, Funk, Niemeier haben besonders um dieses Stück durch ihre Kritik sich große Verdienste erworben. Der erste Theil ward fertig, und Zachariae komponirte ihn. Nach öfteren Unterbrechungen und Correcturen ward auch der zweite vollendet und gesetzt. Ich wünschte die Bemerkungen auswärtiger Freunde besonders über den Plan. Dies gab die erste Idee zum Druck der kleinen Sammlung. In der Leipziger Musikalischen Zeitung von 1805 Nr. 29 ist eine ausführliche billigende Recension über den Hymnus. Ich suchte meine jugendlichen und andere in der neueren Zeit entstandenen Gedichte zusammen, besserte, so viel ich konnte, nutzte besonders

Sanders und Junks Kritik darüber und ließ sie von meinem Sohn Anton zusammenschreiben.

Die Kränklichkeit meiner Frau und ihr Tod unterbrach eine ganze Zeit lang die fernere Beschäftigung mit diesen Gedichten. Ich war gegen alle Freude des Lebens jetzt kalt und unempfindlich geworden. Mein Garten, worin mich die Muse vorzüglich besuchte, war mir öde. Jeder Baum, jeder Fleck erinnerte mich an meinen Verlust, und ich mußte mich hüten, nicht zu oft mich dort meinem Trübsinn zu überlassen. Ich machte dort die Elegie auf ihren Tod. Dies brachte mir meine anderen Gedichte wieder in die Hände. Ich suchte, um meine Gesundheit und meinen Kindern mich zu erhalten, Zerstreuung. Meine gewöhnlichen Amtsgeschäfte, die gemeiniglich mehr das Werk der Hände als des Kopfes waren, und selbst die Lectüre machte mir diese nicht. Ich mußte etwas anziehenderes haben; so warf ich mich von neuem in die Arme der Musen, quae rebus adversis perfugium ac solatium praebent. Ich prüfte nochmals das Abgeschriebene genau, unterwarf einige in erster Begeisterung flüchtig hingeworfene Gedichte der Feile, vollendete und besserte manches Angefangene, und so entstand nach und nach die kleine Gedichtsammlung von 1792, woran mein Freund, Herr von Rohr, die mehrsten Correcturbogen mit durchgesehen und mir verschiedene nützliche Vorschläge zur Verbesserung gethan hat.

Wenn man meine Art zu arbeiten weiß, so wird man sich einen Begriff machen, wie diese Arbeit ihren Zweck erfüllen und mich zerstreuen konnte. Mögen glücklichere Genies ihren Geisteswerken gleich bei der Erzeugung so viel Kraft und Positur zu geben im Stande sein, daß sie hernach ihre Hand auf immer von ihnen abziehen können; der glückliche bin ich nicht. Was ich mit Wärme gedacht und im ersten Enthusiasmus auf das Papier geworfen habe, braucht bei mir Ausbildung, und das ist

zuweilen, wie jede Erziehung, eine unangenehmere Arbeit als die Zeugung, aber auch belohnend, wenn man findet, daß die Erziehung glückte. Wieland sagt von seiner Art zu arbeiten und von seinen Meisterwerken: Ich strebe nach Correction und nach einem so großen Grade der Vollkommenheit, als mir zu erreichen nur immer möglich sein kann, weil ich die Kunst liebe, und weil die Flecken in meinen eignen Werken, sobald ich sie gewahr werde, mein Auge so sehr beleidigen als des strengsten Kunstrichters seines. Meine Kinder werden mir den thörichten Stolz nicht zutrauen, daß ich mich mit diesem ersten Dichter Deutschlands auch nur auf die entfernteste Art vergleichen wolle. Aber dieselbe Liebe zur Kunst, das Streben nach Vollkommenheit in meiner kleineren Sphäre, die Beleidigung meines schwächeren Auges von den Flecken in meinen Gedichten darf ich sagen auch zu haben. Nur freilich, daß ich öfteren Grund habe unzufrieden zu sein, und daß mir die leichte bessernde Hand des Meisters fehlt, der die Feile so zu verstecken weiß. Daher die beständige Correctur in meinen Manuscripten, die mehreren Lesarten, der Wunsch nach der Kritik meiner Freunde, daher die Furcht meine Versuche öffentlich aufzustellen. Indessen tröste ich mich mit dem Ausspruch meines Horaz: *Carmen reprehendite, quod non multa dies et multa litura coercuit atque praeseptum decies non castigavit ad unguem*. Ein Grund des Abdrucks dieser Kleinigkeiten war, von den Freunden, denen ich sie schickte, Kritik zu haben. Es ist mir nur von einigen geglückt. Besonders muß ich die Freundschaft des Pastors Hansteins rühmen, der sie ganz durchgelesen und mir seine Bemerkungen, die mehrerenteils auf Wohlklang gehen, mitgeteilt hat. Auch Garve hat mir im allgemeinen darüber geschrieben und seinen Beifall bezeugt. Er zieht die lyrischen und didaktischen Gedichte den erzählenden vor und hat über den Hymnus verschiedene Bemerkungen gemacht. Ramler hat mir seine Kritik durch

Überarbeitung verschiedener Erzählungen thätig zukommen lassen. Ich habe hiernach diese Stücke selbst umgearbeitet und das meiste aufgenommen oder darin doch Gründe zu eigenen Besserungen gefunden. Über die Manier meiner kleinen Dichtungen glaube ich hier ein paar Worte sagen zu dürfen. Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß meine Hauptausbildung zur Zeit der Litteraturbriefe entstanden ist. Die Dichter dieser Periode, Ramler, Götz, Gleim, Weise, Gerstenbergs frühere Gedichte und vor allem Uz und von den neueren Dichtern Gotter, haben auf mich den größten Einfluß gehabt. Sie, sowie Wieland las ich am meisten, ihnen strebte ich nach. Freilich hatte meine schwächere Hand nicht die Kraft ihres Pinsels; aber ihre Formen, ihr Colorit suchte ich meinen Arbeiten zu geben. Horaz war mein beständiger Begleiter auf meinen Geschäftsreisen. Dabei hat die Lesung französischer Dichter, vorzüglich Lafontaines, Chaulièns, Voltaires, viel Einfluß auf meine Manier gehabt. Daher konnte der hohe enthusiastische Ton, der mit dem Jahrzehnt 1770 in Deutschland hauptsächlich durch die Göttinger Musenalmanache entstand und der Kraftmännische Ton der Bardensänger auf mich auch in der neueren Zeit nicht wirken. Der Charakter meiner Gedichte wird in der Recension derselben in der allgemeinen deutschen Bibliothek v. 1793 dahin angegeben, daß es ihnen überhaupt nicht an Güte der Gedanken, des Ausdrucks und der Bilder fehlte, ihr besonderer Vorzug aber in sanften Empfindungen, guten Gefinnungen, leichtem Fluß, Correction und einer überaus gefälligen Urbanität bestanden. Merkel sagt in einem Briefe an Tiedge besonders über die Epistel-Sammlung: Die Muse des Verfassers ist eine gesellschaftliche und nie reizender, als wenn sie über Gegenstände aus dem wirklichen Leben philosophirt, indeß sie nur zu singen scheint [21. September 1801]. Und in der Leipziger Litteraturzeitung v. 1804 heißt es: Köpfens Episteln und seine kleinen

freundlichen Gedichte zeugen von einer seltenen Geistesbildung, von vieler Empfindung, echter Humanität, wahrer Lebensweisheit u. s. w. Fördes hat in seinem Dichterlexikon B. 6 F. hinter meinem Leben 5 Recensionen ausgezogen. Wie weit ich diese Vorzüge erreicht habe, darüber kommt mir das Urtheil nicht zu; daß ich aber danach gestrebt habe, darüber darf ich mir das Zeugnis geben.

Überhaupt bin ich nach dem Abdruck weit unzufriedener mit meiner Arbeit geworden. Ich habe so viele matte Stellen und besonders so viele Härten, Emsilbigkeiten und Mängel in der Versification gefunden, daß fast kein Stück ohne große Änderungen geblieben ist. Auch würde ich manche mittelmäßigen Gedichte mit einigen, wie ich glaube, besseren neuen Stücken vertauschen können, wenn ich sie nochmals sollte drucken lassen. Vor jetzt, und wenn ich nicht dringendere Veranlassung zur öffentlichen Ausgabe erhalte, bleibt es der Aufforderung der vorerwähnten Deutschen Bibliothek ungeachtet bei dem Vorsatz: Nulla taberna meos habeat neque pila libellos. Ob meine Kinder und Freunde nach meinem Tode eine Ausgabe mit Wahl und Vermehrung veranstalten wollen, bleibt ihnen überlassen. Meine Skolien wollte Matthiesson mit Musik herausgeben; davon bin ich auch nicht abgeneigt. An guten Tischgesängen für gebildete Gesellschaften haben wir noch keinen Überfluß, und Gedichte sind doch für den Gesang; gelesen werden sie im jetzigen Decennium nicht mehr.

Auf den Abdruck meiner Gedichtsammlung ging ein Teil des Winters 1792. Im Sommer 1793 machte ich mit meinen Freunden, den Predigern Rathmann und Junfer eine Reise nach Halle und von da mit ihnen und Niemeyer eine größere dreiwöchentliche Reise nach Weimar und Gotha und dann über Gera und Altenburg nach Sachsen, wo wir uns besonders in Dresden aufhielten. Pastor Rathmann hat diese Reise im Magdeburgischen patriotischen Archiv (Nr. 22. 1792) und in der Deutschen Monats-

schrift April 1793 beschrieben. Ich sah auf dieser Reise Wieland, Bertuch, Bode zum zweitenmal; denn bereits 1790 hatte ich die ersten beiden kennen lernen; korrespondirt hatte ich mit Wieland schon seit 1773. Boden kannte ich schon von Bachmann her. In Weimar fand ich Sangerhausen, den ich seiner Episteln halber sehr schätze. In Gotha machte ich die persönliche Bekanntschaft Gotters, eines meiner Lieblingsdichter, ferner des Bibliothekars Reinhard und Schmidts, des Übersetzers des Horaz. In Jena hatte ich Schiller, Döderlein, Griesbach, Hufeland schon bei der ersten Reise kennen lernen. Schütz kannte ich von Pakze her. Jetzt sah ich diese vortrefflichen Männer wieder und machte noch Paulus, Fabris und Schaks Bekanntschaft. In Dresden fand ich Herrn Kreissteuereinnnehmer Weise, mit dem mich schon im siebenjährigen Kriege (1762) Bachmann bekannt gemacht hatte. Die herrliche Bildergallerie, die Antikensammlung und der Ton und die vortreffliche Execution der Musik der Dresdener Kapelle in der katholischen Kirche frappirten mich am meisten; sehr merkwürdig war mir auch der Königstein. Von merkwürdigen Personen lernte ich Reinhardt und den vortrefflichen Staatsmann Minister Gutschmidt kennen, der das Vertrauen des Kurfürsten mit dem der Landstände verband. Er sagte mir, er habe seine Laufbahn damit angefangen, daß er Lehrer an der kleinen Mädchenschule des Waisenhauses in Halle gewesen, und sie nun damit endete, daß er der Lehrer seines Fürsten in der Staats- und Regierungskunde wäre.

Ich habe noch eine Kleinigkeit nachzuholen, den Adelstand, worin die Familie im November 1786 erhoben wurde. Mein Vetter, der Geheime Finanzrat Köpfen, hatte Gelegenheit gehabt, durch einige nähere Legationssekretariate und nachgehends durch seine Finanzkenntnisse, seinen Diensteifer und seine Rechtschaffenheit sich am Hofe bekannt zu machen. Als zu Anfang der jetzigen

Regierung die vielen Adelserhebungen geschahen, ward auch ihm der Antrag dazu gemacht. Er hatte keine Söhne so wenig als sein Bruder, der Kanonikus, unsre Lehngüter waren gemeinschaftlich; mithin trug er auf den Adel der ganzen Familie an. Er ließ mich solches wissen. Ich, der ich nie in Stand und äußere Distinctionen das mindeste gesetzt hatte, schlug die Annahme geradezu ab. Abschrift meines Briefes ist noch in meinen Familienscripturen. Wahrscheinlich war es zu spät; denn ich las kurz darauf die Adelserhebung auch auf mich in den Zeitungen. Ich wollte es bei dem Minister v. Herzberg verbitten. Der Generallieutenant v. Lengfeld hielt mich davon ab. Dieser Mann war 1785 Gouverneur von Magdeburg geworden und ward, was man selten von Männern seines Standes sagen kann, mein Freund. Ich lebte mit ihm auf dem vertraulichen Fuße eines ungezwungenen Umgangs. Er liebte die Wissenschaften, besonders die Dichtkunst, schätzte jedes Verdienst und zog geschickte Männer aus allen Ständen zu sich. Das machte mit dem Adelsstolz des vorigen Gouverneurs v. Salbern einen großen Contrast. Lengfelds Gattin, eine geborene v. Canitz, dachte mit ihm gleich; sie verband mit Verstand und Geschmack eine einnehmende Freundlichkeit. Die Nähe meines Hauses mit dem Gouvernement beförderte diesen Umgang, und ich sah beide oft in meinem Hause. Meine damals noch unverheiratete Tochter Wilhelmine war wie Kind in ihrem Hause. Dieser würdige General Lengfeld besuchte mich bei Gelegenheit dieser Adelsfrage ausdrücklich und, wiewohl er über die Sache selbst mit mir einstimmig dachte, so hieß er doch den Schritt einer ausdrücklichen Verwahrung der Folgen und des Eindrucks wegen, den er bei dem Könige machen könnte, für mich und meine Familie zu bedenklich. So mußte ich geschehen lassen, was ich nicht ändern konnte. In der Folge hatte es den Nutzen für meine Söhne, daß, da die Lehnstücke vorher schon in die

Ritterrolle auf Grund der Lehns = Affekuration gleich andern abligen Gütern eingetragen waren, sich nun die Familie zu landstädtischen adeligen Stellen qualifizierte, und ich habe 1793 schon davon den Gebrauch gemacht, daß mein Ältester zum Kreisdeputirten erwählt ist. Die Familie bezahlte für das Adelsdiplom bloß die Geheimen-Kanzleigebühen und Expeditionskosten.

Ich schließe diese schon weitläufiger gewordene Erzählung meines sehr unwichtigen Lebens mit einer kurzen Nachricht meines körperlichen Befindens. Gesunde Säfte, ein Erbteil meiner Eltern, hatten bei mir die Anlage zu einem festen Körper bewirkt. Ich hatte Pocken und andere Kinderkrankheiten leicht und habe nie einen Ausschlag gehabt. Ich ward auch nicht verzärtelt; doch neigte ich in früheren Jahren etwas zu Flußfiebern, die aber in ein paar Tagen gehoben wurden. Ohne in meine Gesundheit zu stürmen, schonte ich mich in der Folge vielleicht doch zu wenig. Ich war bei vielen großen Gastereien, blieb hernach, um meine Geschäfte nicht zu versäumen, halbe Nächte auf und machte mir bei meinem stärker werdenden Körper oft zu wenig Bewegung. Vermuthlich ist dies oder auch vielleicht die gichtische Constitution meiner guten Frau und die dadurch geschehene Ansteckung der Grund, daß ich früher und schon vor meinem 40sten Jahr kleine Anfälle von einem reißenden Fluß im Fuß bekam. Sie waren aber sehr schwach und selten. Dies ward doch der Grund meiner medicinischen Lectüre. Durch Ungers Wochenschrift „Der Arzt“ hatte ich diese Art von Kenntniss schon vorher lieb gewonnen. Jetzt las ich die Tissot'schen Schriften und manches Buch über Volksarzneikunde.

Im Anfange des Decenniums 1780 hatte ich Zufälle von Schwindel. Mein erster und einziger Aderlaß half dagegen nichts. Sehr richtig schob solche mein Arzt, Hofrat Große, auf Magen schwäche. Ich fing eine längere Kur an, gebrauchte Eisenmittel,

badete kalt, doch wollte keins dieser Mittel ganz helfen, bis ich im Jahre 1772 den Pyrmonter Brunnen trank, ein Mittel, das Herz schon gegen den Schwindel als spécifique vorschlägt. Dies bewirkte meine radikale Kur.

Gegen meine von Zeit zu Zeit besonders auf Erkältung der Füße sich einstellende podagrischen Anfälle thut mir das Gummi-gunjacpulver, vermischt mit Rhabarber und bitterem seifenartigen Extract die besten Dienste, und die Anfälle waren bis jetzt selten und, ein paar Fälle ausgenommen, die mich auf dem Stuhle festhielten, so leicht, daß sie mein Wohlbefinden nur wenig unterbrochen haben.

Gegen hypochondrische Launen hatte ich indessen in der Folge desto mehr zu kämpfen und kämpfte noch dagegen. Ich dichtete Lieder der Freude und suchte meinen Geist dadurch aufzuheitern. Vielleicht bekämpfte ich eine Einbildung mit der andern; doch ist's gewiß, daß ich durch diese moralische Kur den Fortgang dieses Übels mehr gehemmt habe, als durch Arzneien. Indessen gesellte sich Michaelis 1792 dazu mehr körperliche Schwäche. Vielleicht hatte ich lange schon in den Verdauungswerkzeugen den Stoff zu einer Krankheit getragen, welche die Leber ergriff. Mehreres kam jetzt zusammen, diesen Stoff zu entwickeln. Ich hatte bei den um diese Zeit vorzüglich sich häufenden größeren Mahlzeiten in den Häusern des Generals v. Kalkstein und Domherrn v. Busch mich weniger geschont; ich hatte mich darauf erkältet. Es war gerade die Jahreszeit, wo ich im vorigen Jahr meine Frau verlor. Diese Erinnerung fiel mit Centnerlast auf mich. Meine Kinder waren zur Abholung ihrer Großmutter in Halle; ich grillte in meinem einsamen Hause. Dies brach in eine heftige Krankheit aus, die mir eine Zeit lang Schlaf und alle Eßlust raubte. Ich zehrte völlig ab. Ich brauchte Vomitive und Digestionsmittel. Es schien sich zu bessern; ich fiel jedoch von neuem ein; mein Zustand ward bedenklich. Mein junger

Freund und Arzt, der geschickte Dr. Voigtel hielt mit dem Dr. Kessler, meinem älteren Freunde, und dem Dr. Klopsch ein consilium medicum über mich. Ich gebrauchte neuere und ältere Arzneien; doch wurde ich so schwach, daß ich keine Treppe mehr steigen konnte. Der Dr. Kessler verbarg mir auf die Fassung, die er an mir bemerkte, die Gefahr nicht. Meine Stunde schien gekommen. Es war nicht Dichtung, sondern meine wahre Empfindung, was ich an Gleim schrieb:

Auffspringen wollt' ich zu der Reise!
Was sollt ich länger hier? Ich hatte weise
Des Freudenbeckers volles Maß
Getrunken, zwar nicht gierig schnell,
Doch auch nicht lechzend an dem vollen Quell;
Was sollte mir die Gefe? was?
Elysiums erhöhte Wonne schwebte
Mit seligem Gefühl vor meinem Sinn.
Ich sehe meine Gattin, meine Kinder, strebte
Hinauf zu ihnen, flog in ihre Arme hin.

Ich machte mein Testament, das ich zwar schwach, aber mit nötiger Geistesfassung eigenhändig niederschrieb. Ich trug das, was ich von Ramlers Überarbeitung meiner Erzählungen, die ich gerade im Zeitpunkt der größten Schwachheit erhielt, aufnehmen wollte, selbst in mein Exemplar ein und erwartete ruhig den Ausgang.

Meine gute Natur und die richtige Behandlung meiner Ärzte half mir. Ich erholte mich, aber sehr langsam, und fühlte lange noch eine Schwäche, die mir das Treppensteigen sehr sauer machte. Jetzt finde ich mich völlig wieder hergestellt und genieße eine recht gute Gesundheit. Einige von Zeit zu Zeit mich anwandelnde hypochondrische miszmüthige Launen, eine gewisse Ängstlichkeit bei meinen Geschäften und ein Abgang am Gedächtnis, welches ich

immer sehr angegriffen habe, sind vielleicht Folgen des Alters; wenigstens darf ich Horazens Schilderung von dem Alten, daß er *res omnes timide gelideque ministrat, Dilator, spe longus, iners, difficilis, querulus* sei, nicht ganz von mir ablehnen. Ein besonderes Glück gewährt mir die Dauerhaftigkeit meiner Augen. Weil ich niemals ein scharfes Gesicht in der Ferne gehabt habe, so erhält es sich in der gehörigen Distanz desto besser. Das ist mir bei meiner Lectüre am Tage und bei Licht sehr nützlich. Diese setze ich in den Freistunden, die mir meine mäßigen Geschäfte lassen, immer noch fort. Vorzüglich liebe ich gegen den Geschmack dieses Jahrzehnts noch die dichterische und die Dichter-Kritik. Von neueren Gedichten lese ich Wielands Meisterwerke am liebsten und öftersten. Der Manier der Kraftmänner und Volksdichter kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Ich bleibe den Altären Hagedorns, woran Uz, Gleim, Ramler, Götz, Gotter opferten, getreu, und oft besucht mich hier noch meine Muse. Einige meiner neueren Gedichte habe ich in den Merkur, die Deutsche Monatschrift und den Boffischen Almanach einrücken lassen.

Aus diesem Abriß meines Lebens erhellt, welchen mächtigen Einfluß die schönen Wissenschaften von je an auf mich und meine ganze Handlungsart gehabt haben. Ich bin ihnen auch zu viel süße Freuden des Lebens schuldig und selbst noch jetzt die Heiterkeit meiner herbftlichen Jahre, als daß mich ihr Studium je gereuen sollte. Freilich haben sie meinen Charakter vielleicht etwas verweichlicht, das mir oft geschadet haben kann. Auch hätte ich meinen Kindern wohl ein paar Tausend Thaler mehr verlassen können, wenn ich weniger Anhänglichkeit an die Musen gehabt hätte. Mein Grundsatz war aber immer: Große Erbschaften, welche Kinder unabhängig und eigenen Erwerb ihnen unnötig machen, sind ein verderblicher Fallstrick. Gute Grundsätze, frühe Gewöhnung zur Arbeit und Arbeitslust und Fähigkeit sind ein

größeres und sicheres Kapital als ererbter Reichtum. Ich darf dieserhalb auch keine Vorwürfe befürchten, da ich durch den Fleiß meiner männlichen Jahre ein ererbtes, nicht ganz unbedeutendes Vermögen verdoppelt habe. Ich kann also wohl mit der Frage Ciceros schließen: Quis tandem me reprehendat, aut quis mihi iure succenseat, si quantum ceteris ad suas res obeundas, quantum ad festos dies ludorum celebrandos, quantum ad alias voluptates et ad ipsam requiem animi et corporis conceditur temporum, quantum alii tribuunt tempestivis conviviis, quantum denique aleae, quantum pilae: tantum mihi egomet ad haec studia recolenda sumpsero?

Magdeburg, den 20. September 1794.

Friedrich v. Röpken.

Hans Niemeyer und Marie Niemeyer geb. Ratorp.

Am 24. Mai 1916 feierten der Älteste unseres Geschlechtes, Hans Niemeyer, und Marie Niemeyer geb. Ratorp ihre goldene Hochzeit im engsten Kreise der Familie. Es war ein Tag der schönsten, der hehrsten Weihe. Der Frühling schenkte dazu einen kostbaren, herrlichen Sonnentag. Kein Haus auch kann es geben, ein Familienfest inniger und andachtsvoller zu gestalten als das Haus Niemeyer zu Essen a. d. Ruhr in der Surmannsgasse. Wie strahlt es das Geistesleben von Hans Niemeyer in jedem Winkel aus! Kein Besucher geht hinweg, ohne von den Bewohnern dieses Hauses zu sagen: Es sind von Gott begnadete Menschen, die ein solches Heim schufen.

Diese Zeilen müssen es sich versagen, den über allen Vergleich reichen Inhalt der fünfzig Ehejahre zu schildern. Mancherlei hat

das erste Heft dieser Nachrichten erzählt. Hier soll nur einiges hervorgehoben werden, was Hans und Marie Niemeyer für die Stadt Essen, für ihre näheren Freunde, für ihre Umgebung, für ihre Kinder gelebt haben.

Als Niemeyers im Mai 1876 nach den ersten zehn Jahren ihrer Ehe von Warburg nach Essen übersiedelten, weitete sich ihr Leben zu einem immer mehr wachsenden Wirkungskreis. Die Kruppstadt hatte damals etwa 60 000 Einwohner (gegen mehr als 500 000 des Jahres 1916). Welche Entwicklung hat die Stadt in diesen 40 Jahren durchgemacht, und wie haben Niemeyers daran teil genommen! In künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht war es in Essen 1875 wenig glänzend bestellt. Unter nie ermüdender Mitarbeit Hans Niemeyers nahm seitdem die innere wie die äußere Entwicklung der Stadt einen außerordentlichen Aufschwung. Was Niemeyer vor allem pflegte, war das Leben in der Musik. Wer sein Klavierspiel erlebt hat, weiß, was seiner Seele Musik bedeutete. Bedeutendste Künstler und Scharen von begabten musikalischen Naturen haben sich an seinem Vortrag unserer Klassiker erbaut. Sein heller genialer Sinn verlangte nach Geselligkeit. fand er genießende Zuhörer, so gab er gern und willig seine Gaben; er bildete und erzog seine Zuhörer zu seinem Musikverständnis.

In Essen war im allgemeinen das Musikverständnis und das Bedürfnis, gute Musik zu hören, wenig ausgebildet. Erst seit 1872 hatte G. H. Witte sich eifrig bemüht, für seine Kunst Anhänger zu werben. Widerstrebende und zersplitternde Kreise machten ihm das Ringen schwer. Da kam ihm Hans Niemeyer zu Hilfe, und beide haben dann im gemeinsamen Wirken unermüdlich geworben und haben, trotz anfangs bescheidener Mittel, bald große Musikfeste zu Stande gebracht, zu welchen das Publikum weither zusammen strömte; wir erwähnen nur ein

Brahms-Fest v. 1883, eine Bach-Händel Feier 1885, die Feier des 50jährigen Bestehens des Musikvereins 1888; das waren musikalische Ereignisse, die weit über die Grenzen der Stadt Essen hinaus von Bedeutung wurden.

Reizvoller aber und eigenartiger noch war das Musikwirken in der Familie und im nächsten Freundeskreise. Besonders gepflegt wurde der gemischte vierstimmige Gesang, ganz in der Familie wie im größeren Kreise. Morgens, mittags und abends, keine Zeit schien schlecht gewählt, ohne Vorbereitung, stets a capella. Die Hausfrau mit ihrem absoluten Tonbewußtsein gab den Ton an. Das gastfreie Haus sah viele Freunde, aber sie werden selten davon gegangen sein, ohne daß aus den Liederbüchern v. Heim gesungen, ohne daß Kammermusik in irgend einer Form genossen wäre.

Die literarische Aufmerksamkeit wurde durch Leseabende im Freundeskreise belebt. Wie sehr dieses Lesen mit verteilten Rollen das gewöhnliche Maß überschritt, beweist die Erwähnung des Riemeyerschen Lesekränzes in Palleskes Kunst des Vortrages. Weiterhin gründete Riemeyer einen literarischen Verein, zu dem die vornehmsten Köpfe sich zusammentaten und Vorträge aus allen Gebieten der Wissenschaften hielten und hörten. Kaum war Hans in Essen, so wirkte er eifrig im Gewerbeverein mit, der von seinem Schwager Gustav Ratorp geleitet wurde und die breite Bürgerschaft literarisch und wissenschaftlich zu belehren suchte. Und wiederum im engsten Familienkreise besondere Pflege. Wieviel wurde an den Winterabenden nach der Abendmahlzeit vorgelesen, so Zelters Briefwechsel mit Goethe, Carlyles Leben Friedrichs des Großen, die Ahnen von Frehtag, wie sie von Jahr zu Jahr erschienen.

Das Theater in Essen bestand 1876 aus einer kleinen Provinzialbühne primitivster Art, ganz geeignet, den Geschmack zu

verbilden, bis Friedrich Grillo der Stadt sein prachtvolles Theater schenkte. Und nun war es eine Lust zu wirken, und selbstverständlich war Hans Niemeyer der erste Mann. In der Theaterkommission war sein geläuterter Geschmack schließlich Ausschlag gebend.

Für die Entwicklung des Schulwesens bewies Hans vom Anfang an größtes Interesse. Jahrzehnte hindurch war er tätigstes Mitglied der städtischen Schuldeputation. Nicht in unmittelbarem Zusammenhang damit stand, daß die geistig hervorragenden Schulmänner der Stadt, wie auch immer sie kamen und gingen, stets zu den näheren Freunden des Hauses gehörten.

So nimmt es denn nicht wunder, daß die mannigfachen Feste, die das Haus Niemeyer in den letzten Jahren zu feiern hatte, stets unter der Teilnahme der ganzen Stadt begangen wurden, und Ehrungen über Ehrungen bewiesen dem Ehepaare, wie sehr es in der Stadt geschätzt wurde. Auch die goldene Hochzeit sollte nicht vorübergehen, ohne den Freunden Gelegenheit zu geben, ihre Liebe und Anhänglichkeit zu zeigen. Am zweiten Tage nach dem Feste wogten sie hinein und heraus in das Haus und aus dem Hause und Garten der Surmannsgasse.

Viel tausend Dank Euch geliebten Alten, für Euer schönes, großartiges, herrliches Leben. Möge, was Ihr gesäet habt, tausendfältige Frucht tragen bei Enkeln und fernsten Enkelkindern.

Hans Niemeyer, ein Pionier deutscher Art in Paris.

Am 25. Mai 1916 starb in Bielefeld Hans Niemeyer (X. 54), der jüngste Sohn von Hermann Agathon Niemeyer, an Lungenentzündung nach nur dreitägigem Krankenlager. Mit ihm ist ein Niemeyer dahingegangen, dessen Lebensgang sich nicht in

gewohnte Bahnen bequemen wollte. Der hochbegabte Mensch widerstand dem staatlichen Prüfungszwange, er stürmte seine eigenen Wege im Kampfe um das Dasein. Leicht hat er sich dadurch das Leben nicht gemacht. Seine Angehörigen haben ihm die bittersten Vorwürfe nicht erspart. Wer ihn aber in den letzten Jahren seines Lebens kennen lernte, unbeeinflusst durch die Wirren seiner Jugendjahre, hat allemal den Eindruck einer vornehmen, feinsinnigen und tüchtigen Natur gewonnen. Man erkannte einen Mann von bedeutendem Wissen und bester Menschlichkeit.

Er war wohl der begabteste unter all den Geschwistern. Mit seinen Brüdern Max und Hermann besuchte er die Anstalten des Waisenhauses, und während jene tüchtig zu arbeiten hatten, flog ihm alles mühelos zu. Er studierte dann in Erlangen, Jena und Halle Theologie, promovierte 1870 und war 1871—77 erster Repetent an der theologischen Fakultät in Marburg. 1878 ging er als Lehrer an das Lehrer- und Lehrerinnen-Seminar zu Straßburg. Hier suchte er reformatorisch zu wirken, indem er dortige Lehrweisen als unrichtig verwarf. Er drang nicht durch, sondern überwarf sich mit dem Direktor. Vergebens drangen von Neuem seine Familie und seine vielen Freunde in ihn, die theologischen Examina zu machen. Man ebnete ihm in jeder Weise die Wege, endlich wich er allem Drängen aus und ging nach Paris. Dort hatte er dann harte Jahre durchzumachen. Überworfen mit seiner Familie, kämpfte er um das tägliche Brot. Eine Zeit lang hielt er öffentliche Vorträge an einer Anstalt, deren Leitung, scheint es, hauptsächlich Jesuiten oblag. Die Vorträge erregten Aufsehen und wurden stark besucht. Sie hätten ihm dauernd ein gutes Einkommen gewährt, indeß die Geistlichkeit stand ihm, dem Protestanten, feindselig gegenüber. Natürlich lehnte er Religionswechsel und ähnliche Zumutungen ab, und so wurde er gezwungen, die Vorträge aufzugeben. Von da ist er

dann mit steigendem Erfolge Privatlehrer gewesen. Er ward mit der Zeit in den allerersten Adelskreisen von Paris eingeführt und bald, wie früher im Heimatlande, auch hier der vermöhlte Diebling. Eine Zeit hatte er junge Edelleute zu erziehen, mit denen er Reisen durch Deutschland und Italien unternahm. Seine Unterrichtsweise muß glänzend gewesen sein. Vielsach waren junge französische Diplomaten seine Schüler in der deutschen Sprache. Diese folgten ihm sogar nach Halle während der Sommermonate. Ungern verkehrte er in der deutschen Kolonie von Paris. Er haßte die bekannte Art der Deutschen, in der Fremde deutsches Wesen tunlichst bald abzulegen und zu verleugnen. In seinen ausschließlich französischen Freundeskreisen bekannte er sich stets offen als Preuße und trat in häufigen Redekämpfen für sein Vaterland ein. (Er lehnte leider ab, von seinem Pariser Leben zu erzählen, in der Hoffnung, nach dem Kriege die alten Verbindungen wieder aufnehmen zu können. Freilich, ob er nach den Erfahrungen der letzten Monate daran festgehalten hätte, ist mehr als zweifelhaft.)

In den letzten 25 Jahren seines Lebens ward er von einem gichtischen Leiden heimgesucht. Er wurde nach und nach zu einer gekrümmten Haltung gezwungen und konnte sich nur schwer fortbewegen. Operationen in Berlin verschafften ihm keine dauernden Erleichterungen. In Deynhausen suchte er in den letzten Jahren Heilung. Seit 1885 war er vermählt mit Minna Amande Ottilie Jewe, Tochter des Kaufmanns Jewe zu Altona. Seine Gattin weilte zu Beginn des Krieges in Paris und hatte dort Verfolgungen wie alle Deutschen zu erleiden. Qualvolle Monate brachte sie in Gefangenschaft zu, und erst nach längerer Zeit gelang es ihr, ihren Mann zu erreichen. In Bielefeld weilte dann das Ehepaar bis zu seinem gänzlich unerwarteten Ende. Er wirkte dort für das Kriegswohl und suchte das Leid von Kindern

unserer Feldgrauen zu lindern, indem er bei Freunden und Verwandten sammelte.

Wir wollen dem treuen Manne ein dauerndes Andenken bewahren; wir wollen ihm nicht nachtragen, daß er nach Niemeyer=Art starrköpfig seine eigenen Wege ging; vergessen wir nicht seine im Grunde gütige Natur. Vor allem wollen wir ihn ehren als Vorkämpfer deutscher Art unter unsern verbissensten Feinden. Wäre nach seinem Sinne im Auslande mehr gearbeitet worden, wir ständen in höherer Achtung in der Welt.

Sonstige Nachrichten.

Am 7. Februar 1916 verschied zu Köln Heinrich Geffken (XII. 61). Nach den Stammtafeln (S. 57) war Otto Wilhelm Heinrich Geffken zu Berlin am 27. Juni 1865 geboren, als der zweite Sohn des bekannten Diplomaten Heinrich Geffken (XI. 74) und der einzigen Tochter von Karl Immermann, Karoline Immermann. Er war Dr. jur. et phil., ordentlicher Professor des Rechtes in Rostock; 1903 wurde er in gleicher Eigenschaft an die Handelshochschule zu Köln berufen. Seit Beginn des Krieges war er in Bensberg als Hauptmann der Landwehr und militärischer Erzieher des Kadettenhauses beschäftigt. Ostern 1915 gab er aus schwerwiegenden sachlichen Gründen die militärische Stellung in Bensberg auf. Aus Anlaß seines Übertrittes in den Ruhestand wurde ihm der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen. Wenige Tage darauf verschied er in einem Alter von nur 51 Jahren. Als Auszeichnungen besaß er die Landwehr=Dienstauszeichnung I. Kl. (seit 1905), den Roten Adlerorden IV. Kl. (seit 1907).

Am Ostersonntag, den 23. April 1916, verlobte sich in Kiel im elterlichen Hause Johannes Niemeyer (XII. 78) mit Hella Simons, und am 11. Juli wurde das junge Paar zu Groß-Vichterfelde b. Berlin im Hause der Eltern der Braut von Professor Baumgarten in Kiel, dem Paten von Hella, durch Kriegstraumung ehelich verbunden.

Helene Elisabeth Simons ist die Tochter des Geheimen Justizrates im Auswärtigen Amt Walter Simons und dessen Gattin Erna Frieda Victoria Simons geb. Kühle. Beide Eltern stammen vom Rhein; so mischt sich im Bunde Hans-Hella in der gleichen Familie, indem auch die Mutter von Hans (so wird Johannes gerufen) eine Rheinländerin ist, zum zweiten Male das niedersächsisch Blut der Niemeyer mit rheinischem.

Die Simons führen ihren Stammbaum auf einen Älterer Johann Simons (geb. 5. Dez. 1694) aus Hüngshoven, einem kleinen Örtchen an der Eisenbahnlinie Düsseldorf-Aachen, im alten Herzogtum Jülich zurück. Zwei Söhne dieses Simons, Wienand und Johann, erlernten die Seidenweberei und der jüngere wurde der Begründer der Seiden- und Sammetindustrie im Wuppertal. Die Firma Joh. Simons Erben in Elberfeld nahm im Laufe des 19. Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufschwung und ist „der Nährboden gewesen, aus welchem heraus sich“ eine sehr zahlreiche Familie entwickelt hat. Der Vater von Hella ist nicht der erste und einzige Jurist und höhere Beamte der Familie, aber in der Mehrzahl waren und sind die Simons Großkaufleute, Kommerzienräte und in Kommunalverwaltungen hervorragend tätig.

Die Feier der Hochzeit geschah im engsten Familienkreise, und doch war der Kreis nicht ganz klein, da Hella allein sechs Geschwister hat. Hella hat Gärtnerei erlernt und ihre hervorragende Tüchtigkeit auf dem Grundstück ihrer Schwiegereltern

erwiesen. Von Hans erzählen die Stammtafeln, daß er seit Sommer 1913 Diplom-Architekt ist. Wenige Wochen nach der Trauung wurde er als Kanonier einberufen und in Güstrow in Mecklenburg ausgebildet. Dorthin folgte ihm auch seine junge Gattin. Wenn diese Nachrichten dem weiteren Geschlechte zu Augen kommen, ist Hans längst an der Front tätig.

Dem Herausgeber aber war es eine große Freude, endlich mal wieder eine Hochzeit melden zu können. Heil und Segen dem jungen Paar auf dem gemeinsamen Lebenspfad.

In Hildesheim verschied am 8. Oktober 1916 Amtsrat August Dangers (XI. 38). In 38 Jahren rastloser Arbeit schuf er auf der Domäne Haus Escherde eine Musterlandwirtschaft. Nun hatte er gehofft, an der Seite seiner Gattin Else, geb. Riemeyer, lange Ruhejahre genießen zu können; aber nur zwei Jahre sind ihm beschieden gewesen.

Eine außerordentliche Güte war die Hauptwesensart von August Dangers. Diese drängte ihn, Verwandte, insbesondere seiner Gattin, zu unterstützen und ihnen zu helfen, wo sich ihm nur Gelegenheit bot. — A. und E. Dangers übten eine großartige Gastfreundschaft in den weiten Klosterräumen von Haus Escherde, welche die feine Kultur der Hausfrau unendlich hehaglich ausgestattet hatte. Gar vielen Verwandten sind die Tage dort unvergeßlich. Das Andenken an Haus Escherde und seine Bewohner bleibt treu bewahrt.

Hermann Riese (XII. 28) ist seit Winter 1916 Leutnant, Inhaber des Eisernen Kreuzes, des Braunschweigischen Verdienstordens und des Österreichischen Verdienstkreuzes.

Kurt Riese (XII. 27) ist Güterverwalter bei der Wirtschaftsinspektion Koffing.

Erich Wolff (XI. 118) ist seit 3. Mai 1916 einberufen und in Bunzlau, seiner Vaterstadt, für das Kriegswohl tätig.

Pfarrer Georg Döll (XI. 117) ist von Schußberg bei Prnjavor in Bosnien nach Rumburg in Böhmen versetzt worden.

Für die Fortsetzung von Nachrichten aus dem Felde besteht einstweilen nur sehr geringe Neigung. Es steht zu hoffen, daß, wenn wir endlich einen ruhmvollen Frieden errungen haben, diese Hefte umsomehr zu erzählen haben.

Familienrat: (Die Mitteilung unterblieb aus Versehen im vorigen Hest.) Ehrenvorsitzender: der Senior der Familie, Hans Niemeyer, Essen a. d. R. Mitglieder: Senatspräsident Herbert Pernice, Königsberg i. Pr.; Justizrat Dr. Viktor Niemeyer, Essen a. d. R.; Buchhändler Hermann Niemeyer, Halle a. d. S., Brüderstraße 6, Kassenwart.

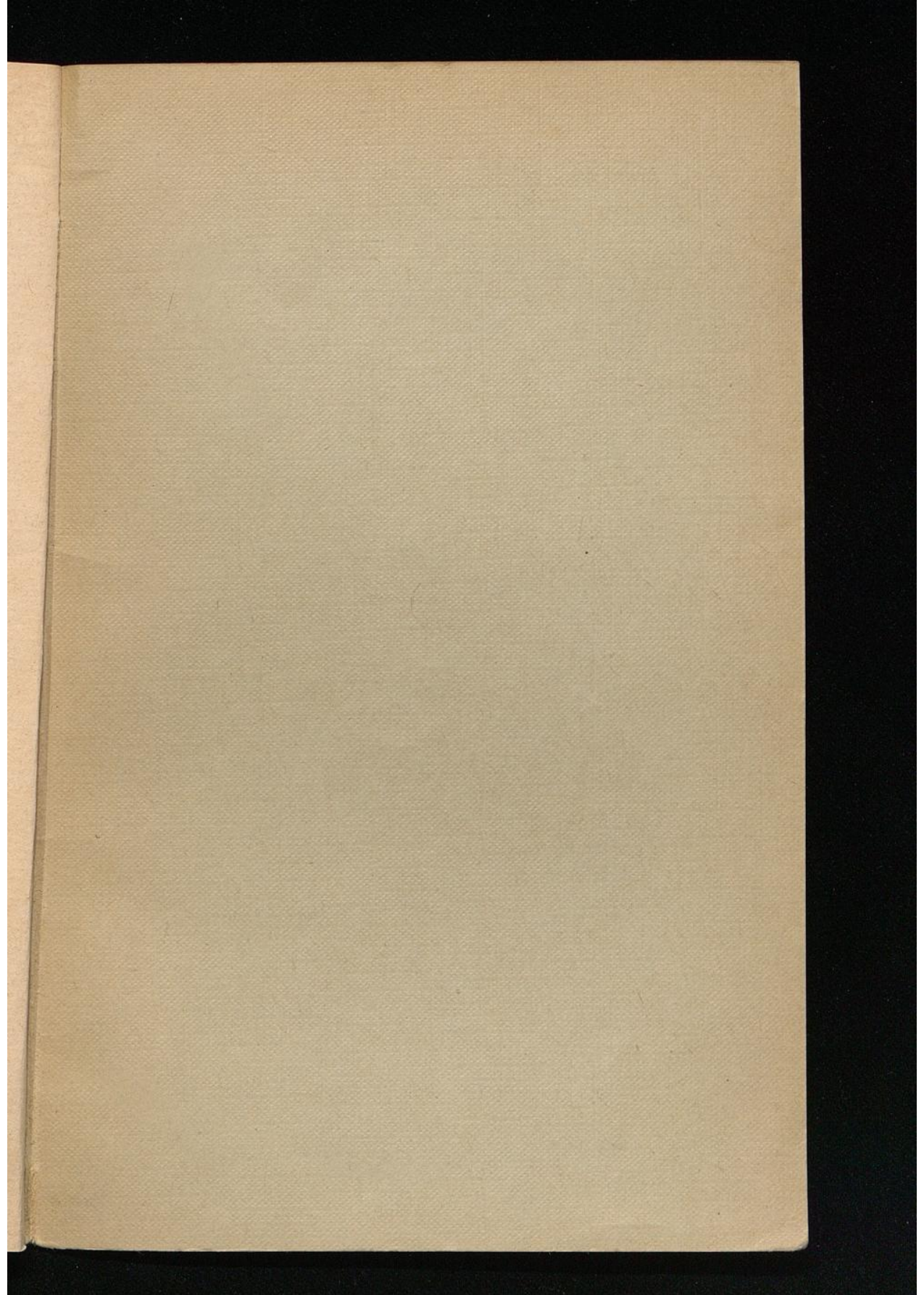
Die Beiträge von 5 Mk. werden mit der Versendung der Hefte eingefordert. Es sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß nicht, wie hin und wieder angenommen ist, die Hefte 5 Mk. kosten, sondern daß diese gratis geliefert werden, während im übrigen ein Grundstock gesammelt werden soll, der vorzugsweise der Familienforschung dient.

Der Herausgeber der Familien-Nachrichten ist Kurt Niemeyer, Schlachtensee-Berlin, Eitel-Frißstr. 21. Derselbe bittet um regere Teilnahme für den Inhalt der Hefte. Aufsätze, die Familie betreffend, namentlich auch von den angegliederten Familien, sind überaus willkommen. Nur so kann ein lebendiger Zusammenhang erreicht und bewahrt werden.

Nachtrag: Grete Niemeier (XI. 116) bisher als Oberschwester tätig, sucht Erweiterung ihres Wirkungskreises und ist seit dem 1. November 1916 in Leipzig auf der sozialen Hochschule für Frauen bestrebt, sich für soziale Hilfsarbeit auszubilden.

Am 12. November 1916 ist Martha Cecilie Anitra Westhoff (XIII. 69b) in Hagen i. Westf. geboren. Von ihren Eltern ist zu bemerken, daß der Vater Rechtsanwalt Dr. Emil Westhoff seit dem 11. Juni 1915 eingezogen ist und seit Monaten an der Front steht. Die Mutter Hildegard geb. Niemeier zeichnet sich in Hagen i. W. durch ihre soziale Betätigung als Ermittlerin der Stadt in der Fürsorge für Hinterbliebene gefallener Krieger aus.

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (Saale).



A: